

HAMBURG.

EIN KULTURHISTORISCHER STADTFÜHRER VON A BIS Z
BACHELOR THESIS

HafenCity Universität Hamburg
Kultur der Metropole BA
Wintersemester 2012/13
Bachelor Thesis
gregor_zoch@gmx.de
Erstprüfer: Prof. Dr. Rolf Lindner
Zweitprüfer: Dominik Scholl, Master of Arts

Gregor Zoch
Matrikelnummer: 3015017
Adenauerallee 32
20097 Hamburg
gregor_zoch@gmx.de
0178 1941988

INHALT

I Rahmen der Arbeit

1 Einleitung	1
2 Die drei Schlüsselbegriffe	2
2.1 Textur	2
2.2 <i>imaginaire</i>	3
2.3 Habitus	4
3 Herangehensweise	5
4 Layout	7

II Hamburg. Ein Kulturhistorischer Stadtführer von A bis Z

Vorwort	8
A wie Altona	8
B wie Beiersdorf	9
C wie Cholera	10
D wie Dom	12
E wie Elektrische	13
F wie Führerstadt	14
G wie Große Freiheit	15
H wie Hanseatisch	16
I wie Insel	17
J wie Jungfernstieg	18
K wie Kran	19

L wie Lokalderby	20
M wie Michel	22
N wie Neuhof	23
O wie Ohnsorg Theater	24
P wie Pfeffersack	25
Q wie Quarantäne	26
R wie Rotklinker	27
S wie Sülze	28
T wie Tüdelband	29
U wie U-Bahn	30
V wie Vitalienbrüder	32
W wie Wohnterrasse	33
X wie XXX-Industrie	34
Y wie Yacht	35
Z wie Zitronenjette	36
III Quellen	38
IV Anhang	42

I RAHMEN DER ARBEIT

1 EINLEITUNG

„The city is (...) a state of mind, a body of customs and traditions, and of the organized attitudes and sentiments that inhere in these customs and are transmitted with this tradition.“

Robert Ezra Park,

Begreifen wir, Robert Ezra Parks vielzitiertes Sentenz folgend, Hamburg als „state of mind“ also einen Geistes- oder Gemütszustand (vgl. Park 1925: 1), so fallen dem geübten Hamburger Stichwörter und Begriffe en masse ein. Geographische Details, kulinarische Besonderheiten und Personen sind dabei nur der Deckel, des randgefüllten Eigenschaftstopfes. Doch woher kommen diese Assoziationen, die mit der Stadt Hamburg so unweigerlich verbunden sind? Präziser: Welches sind die historischen Ereignisse und Gegebenheiten, auf denen aufbaut, was wir heute als typisch Hamburg empfinden? In dieser Arbeit versuche ich dieser Frage auf den Grund zu gehen.

Als kulturhistorischer Stadtführer von A bis Z versuche ich in Form von 26 Textminiaturen verschiedene Aspekte der Hamburger Kulturgeschichte zu beleuchten. Ausgangspunkt ist die Annahme von drei Schlüsselbegriffen der Stadtforschung: Textur, *imaginaire* und Habitus, nach dem Stadtforscher Rolf Lindner. Die einzelnen Texte sind Geschichten über Facetten der Vergangenheit der Stadt Hamburg, an denen sich die Existenz und Gestalt dieser drei Begriffe ablesen lässt.

Die Arbeit beginnt mit einem Überblick über die drei Schlüsselbegriffe mit einigen Querweisen zur Stadt Hamburg. Es folgt ein Überblick über die Herangehensweise, als literarisch-praktische Annäherung sowie die Sammlung und Auswahl der 26 Begriffe für die Textminiaturen. Anschließend erläutere ich kurz das für den Stadtführer selbst gewählte Layout. Der nächste Teil bildet den eigentlichen Stadtführer, mit einem kurzen Vorwort und den 26 Textminiaturen.

2 DIE DREI SCHLÜSSELBEGRIFFE

Um mich Hamburgs „state of mind“ zu nähern habe ich mich an Rolf Lindners Idee der drei Schlüsselbegriffe der Stadtforschung orientiert: Textur, *imaginaire* und Habitus. Grundlage hierfür ist vor Allem sein Aufsatz „Textur, *imaginaire*, Habitus – Schlüsselbegriffe der kulturalanalytischen Stadtforschung“. Manche meiner Texte ließen sich genau einem dieser Begriffe zuordnen, allerdings ist das nicht der Sinn dieser Arbeit. Besonders die Verflechtung halte ich für interessant. Zwar lassen sich diese Begriffe aus theoretischer Sicht trennen. In der Praxis aber überschneiden und beeinflussen sie einander (vgl. Lindner 2008a: 83) – und da diese Arbeit als literarisch-praktischer Versuch angelegt ist, erscheinen diese drei Begriffe in den Texten in unterschiedlicher Konstellation.

2.1 TEXTUR

Lindners Überlegungen über die Textur einer Stadt gehen zurück auf den Aufsatz „Symbolic Representation and the Urban Milieu“ von den Stadtforscher Anselm Strauss und Richard Wohl, die Monographie „Images of the American City“ ebenfalls von Anselm Strauss sowie auf den Aufsatz „The Cumulative Texture of Local Urban Culture“ von Gerald D. Suttles (vgl. Lindner 2008a: 84).

Die Stadt sei eine lebendige Einheit; den Kern dafür bilden Mythen, Legenden, Texte, Erzählungen und Geschichten über die oder aus der Stadt. Die Verdichtung dieser Texte bilde eine Art Cluster, die sich in das kollektive Gedächtnis der Stadt einschreiben, sodass eine Textur entsteht, mit Kerben und Einschnitten oder Falten und Überlappungen (vgl. ebd.). Solche Texte und Erzählungen sind etwa solche über Hamburger Originale, wie Hans Hummel oder in dieser Arbeit die Zitronenjette, oder über den legendären Freibeuter Claus Störtebecker. Neben diesen immateriellen Dingen formen auch materielle Dinge die Textur einer Stadt mit, wie Wahrzeichen oder Straßenzüge (vgl. ebd); in Hamburg beispielsweise der Michel oder das Jungfernstieg-Ensemble. Weiter bedinge die lokale Kultur die städtische Ökonomie. Denn der prägende ökonomische Faktor einer Stadt sei immer auch eine Folge ihrer Biographie (vgl. ebd.). Im Falle Hamburgs ist diese prägende Ökonomie zweifellos der Seehandel (vgl. Rodenstein 2008: 277). In diesem Sinne stehen auch einzelne Elemente als

pars pro toto für die ganze Stadt (vgl. Lindner 2008b: 142).

Laut Lindner sind Städte fest mit ihrer Textur verwachsen. Das heißt die Textur prägt die Stadt, ist aber andererseits aus ihr hervorgegangen. Stadt und Textur beeinflussen also einander (vgl. ebd.: 139f). Ein besonders deutliches Beispiel ist die Stadt Tanger in Marokko, die in den sechziger Jahren zum Inbegriff der Sin City wurde, durch Gangster Filme und Groschenromane. Dabei prägen diese Texte die Stadt noch heute; umgekehrt bildete die Stadt an sich einen einzigartigen Nährboden, für die Fülle an Texten, die Tange als sündige Stadt zeichnen (vgl. ebd.: S. 137f).

Zusammengefasst: Durch die Verdichtung von materiellen und immateriellen Repräsentationen kulminiert die Textur einer Stadt. Diese ist wiederum elementarer Bestandteil der Biographie einer Stadt ist; die wiederum auch den ökonomische Charakter einer Stadt prägt.

2.2 IMAGINAIRE

Die kulturelle Textur durchzieht den städtischen Raum und lädt ihn mit Bedeutungen und Zeichen auf, was Städte intuitiv mit bestimmten Assoziation verknüpft. In ihrer Verdichtung bilden diese Assoziationen das *imaginaire* der Stadt (vgl. Lindner 2008a: 86) Neben Lindner haben sich Verschiedene Forscher diesem Thema gewidmet, insbesondere im Zuge der Globalisierung und der damit wachsenden Städtekonkurrenz, darunter Sharon Zukin mit ihrem Aufsatz „From Coney Island to Las Vegas in the Urban Imaginary“.

Der Begriff des *imaginaire* wird klarer im Vergleich zum Image: das *imaginaire* ist nie konstruiert, füllt die Stadt mit Sinn, dient aber keinem Zweck. Umgekehrt das Image, das bestimmte Elemente herausgreift und dem Zweck der Vermarktung dient, meistens aber an der Komplexität des *imaginaire* scheitert. Das Image, welches sich eine Stadt verpasst, mag dann zwar zu ihr passen – dem Bild in den Köpfen wird es aber nicht gerecht (vgl. ebd.: 87).

Ein gutes Beispiel dieses Konflikts ist ein Imagefilm für die Stadt Hamburg von der Hamburg Marketing GmbH: Der Film zeigt Hamburgs repräsentative Facetten, wie den Hafen und Jungfernstieg, aber auch Astra Pils. Untermalt ist der Film mit einem Lied, indem eine Frauenstimme über Hamburg singt, es sei eine „fine city“ (vgl. Hamburg Marketing GmbH 2008) Zwar bildet dieser Imagefilm Hamburg ab und ist in seiner Aufmachung charakteristisch für die Stadt. In Berlin käme wohl niemand auf die Idee einen ähnlichen Imagefilm zu

produzieren. Doch bleibt er an der Oberfläche; als Hamburger habe ich nicht das Gefühl, das in diesem Film die Stadt dargestellt wird wie ich sie kenne.

Das *imaginaire* ist also die Fülle an Vorstellungen einer Stadt und deren Verdichtung, welche die in den Stadtraum eingelagerte Textur anreichert.

2.3 HABITUS

Der Begriff des Habitus einer Stadt, ist an Pierre Bourdieus Habitus-Konzept aus seiner Monographie „Die feinen Unterschiede angelehnt“. Heruntergebrochen auf den Kern dieses Konzepts: Bourdieu geht davon aus, dass der Mensch aufgrund bestimmter sozialer und kultureller Umstände einen bestimmten Geschmack oder Charakter herausbildet – den Habitus – der ein bestimmtes Handeln einer Person nahe legt. Rolf Lindner überträgt dies, als eine Art „Spiel mit Bourdieu“ (Lindner 2003: 48) auf Städte, er geht davon aus, dass sie, ähnlich wie Menschen, eine Biographie und Charakter besitzen. Der Habitus sei eine Zwischeninstanz zwischen dem geschichtlich Gewordenen, also der Biographie, und dem Handeln oder dem Charakter. Dabei artikuliere er sich in zweierlei Effekten: Der Trägheitseffekt bewirke, dass sich aus der Biographie bestimmte Handlungsweisen ableiten lassen, die eigentlich gegenwärtigen Gegebenheiten hinterherlaufen (vgl. Lindner 2008a: 87f). Lindner spricht von einem „Nachklingen“ der habituellen Dispositionen, der kulturellen Schemata hinter der ökonomisch-technologischen Entwicklung“ (ebd.: 88). Der andere Effekt sei der Direktionseffekt: Er mache die Wahl bestimmter Optionen wahrscheinlich, von denen keine in den Trägheitseffekt fällt. Grundlage für eine Analyse eines städtischen Habitus müsse stets die Untersuchung des prägenden ökonomischen Faktors einer Stadt und ihrer Protagonisten sein (vgl. ebd.: 89ff)

Sicher sei es nicht möglich Bourdieus Theorie eins zu eins auf Städte zu übertragen. Dass es aber eine Analogie zwischen Städten und Personen gibt, das zeige allein das Beispiel von Bourdieus Werk selbst: Sein Werk „Die Feinen Unterschiede“ sei selbst durch und durch pariserisch, dreht es sich vor Allem um einen Pariser Schlüsselbegriff: den Stil. Ob in Haute Cousin, Haute Couture oder auch bei der Philosophie, überall sei Stil von zentraler Bedeutung (vgl. ebd.: 88).

Das Phänomen des Habitus einer Stadt laufe dabei im Grunde Trends der Globalisierung zu-

wider: Scheinbar sei die postmoderne Welt dank globaler Vernetzung mittlerweile unabhängig jeglicher Orte geworden. Genau aber das Gegenteil schein der Fall zu sein, der Standort gewinne an Bedeutung – nicht zuletzt wegen des Habitus der Städte (vgl. ebd. S.92).

An der politischen Kultur Hamburgs lässt sich eine solche Prägung durch den primären ökonomischen Faktor und ihrer Protagonisten ablesen: Ein bürgerliches Auftreten ist Pflicht, insbesondere für den Bürgermeister. 2011 fanden in Hamburg Wahlen statt. Der amtierende Bürgermeister Christoph Ahlhaus, der erst vier Monate im Amt war, fuhr eine saftige Niederlage ein. Dass die SPD mit so weitem Vorsprung gewonnen hat, habe laut vieler Medien an den Schwächen des Herausforderers gelegen: Im Gegensatz zu Olaf Scholz von der SPD, stammt Christoph Ahlhaus nicht aus Hamburg und sei ein allzu unhanseatischer Charakter (vgl. Friederichs 2011 ; Hanauer et al. 2011 u.A.).

Der Habitus einer Stadt geht in erster Linie auf den prägenden ökonomischen Faktor und deren Protagonisten zurück. Er ist eine Zwischeninstanz zwischen der Biographie einer Stadt und einem wahrscheinlichen Verhalten handelnder Akteure.

3 DIE HERANGEHENSWEISE

Textur, *imaginaire* und Habitus umschließen allesamt eine gewisse historische Verwurzelung und Kontinuität. Das legt nahe, eine Stadt aus kulturhistorischem Standpunkt aus zu betrachten. Die Soziologin Marianne Rodenstein beschreibt in ihrem Aufsatz „Die Eigenart der Städte – Frankfurt und Hamburg im Vergleich“ Fixpunkte in der Hamburger Geschichte, aus denen heraus sich bestimmte Haltungen und Handlungsweisen herausbildeten und die auch in der Gegenwart noch präsent sind (vgl. Rodenstein 2008: 273). Ihre Analyse stützt eine kulturhistorische Herangehensweise und bietet zugleich Anhaltspunkte für die Wahl der Begriffe.

Als eine Art Gedankenexperiment habe ich im Vorfeld dieser Arbeit eine kleine Onlineumfrage durchgeführt, mit den Fragen: „Was ist für dich ‚typisch‘ Hamburg?“ Und „Wohnst du in Hamburg?“ Die Befragten konnten soviel und was sie wollten aufschreiben. Diese Onlineumfrage war nicht als wissenschaftlich korrekte quantitative Erhebung gedacht. Viel-

mehr war es ein Experiment, zum Sammeln von Begriffen und um Verbindungen oder Cluster von Eigenschaften zu erkennen. Somit liegt mit der „Auswertung“ der Ergebnisse zwar kein lückenloser Katalog Hamburger Charakteristika vor – aber eine Sammlung verschiedenster Elemente, die andeuten was Hamburgs Textur, *imaginaire* und Habitus ausmachen könnte.

Erwartungsgemäß fielen geografische Begriffe wie Alster, Hafen, Elbe, Kiez und Reeperbahn am häufigsten, gefolgt vom schlechten Wetter und Begriffen, die im Wikipedia-Eintrag Hamburgs unter „Sonstiges“ erläutert sind. Genannt wurden aber auch Dinge, die erst auf den zweiten Blick auffallen, wie die pinken Müllsäcke, die viele Straßen der Stadt säumen, der Mexikaner, einer Mischung aus Schnaps, Tomatensaft und Gewürzen, der in Hamburg in nahezu jeder Kneipe ausgeschenkt wird oder die Farbkombination marineblau, beige, weiß und gold, für ein typisches Hamburger Outfit.

Besonders interessant waren nicht die einzelnen Begriffe, sondern die Antworten in Gänze, das heißt die Kombination verschiedener Begriffe oder ganze Sätze, die ein Stichwort erklären sollen. Eine Antwort lautete „Reeperbahn, Nutten, Baustellen, Mexikaner“. Allein aus der Kombination dieser vier Begriffe lässt sich eine Menge ablesen: Die Reeperbahn stellvertretend für den Kiez, darauf drei Begriffe, die diese Straße prägen: Prostitution, Bautätigkeit, Bodenspekulation und Mexikaner, jener typische Hamburger Shot, als pars pro toto für das Feierleben auf dem Kiez. Oder der Satz: „Alle lieben ihre Stadt und sind stolz darauf. Bescheiden stolz natürlich“. Das bedeutet so viel wie: Hamburger sind Lokalpatriotisten, aber ein Hamburger protzt nicht, gibt nicht an. Das verdeutlicht, dass sich eine Stadt eben nicht aus einzelnen Begriffen, Wahrzeichen oder Spezialitäten definiert. Vielmehr sind selbst banal erscheinende Dinge sind in ihrer Verbindung zueinander mit Bedeutungen aufgeladen und charakterisieren in ihrer Gänze die Stadt.

So habe ich eine Palette an Begriffen und Sätzen an der Hand, die zwar nicht alle in die Kategorie kulturhistorisch fallen. Aber in ihrer Verdichtung deuten sie in die gleiche Richtung, heißt auf gemeinsame historische Grundelemente, welche auch Rodenstein identifiziert: Etwa den Hafen, als ökonomischer, kultureller und sozialer Ankerpunkt in Hamburgs Geschichte, der in der Hansezeit wurzelt (vgl. Rodenstein 2008: S. 277). Das Konsensmodell, dass die politische Kultur dominiert (vgl. ebd.: 286f). Oder die Wendung „Freie- und

Abrisstadt“ die von Hamburgs geringer Wertschätzung gegenüber der eigenen, vor Allem baulichen Geschichte zeugt (vgl. ebd.: 289), die noch heute Konflikte zwischen Senat und Bürgern beschwört.

In dieser Arbeit soll die Wolke, an typischen Hamburger Dingen, welche die Stadt umgeben verdichtet werden, ein Blick hinter das Offensichtliche wie Hafen und Elbe gewagt werden und somit aus kulturhistorischer Perspektive ein Bild entstehen, das Hamburg Individualität erfasst. Ich habe 26 Begriffe ausgewählt, einen für jeden Buchstaben des Alphabets, und kurze Textminiaturen entworfen. Diese Textminiaturen haben nicht den Anspruch einer wissenschaftlich-historisch korrekten Analyse, dies würde allein an der Kürze der Texte scheitern. Vielmehr ist die Arbeit eine praktische Annahme des Themas. Somit sind die Texte knappe Betrachtungen, die das Stichwort nicht in Gänze abhandeln, sondern ein bestimmtes Detail beleuchten, Ungewöhnliches hervorheben und Fragen aufwerfen. Überzeichnungen und Stereotype sind dabei durchaus gewollt. Denn gerade hierin entfaltet sich das, was Rolf Lindner als die drei Schlüsselbegriffe der Stadtforschung beschreibt: Textur, *imaginaire* und Habitus.

4 Layout

Der Stadtführer ist abgekoppelt vom Rest der Arbeit zu betrachten. Daher habe ich für diesen Teil der Arbeit ein eigenes Layout erarbeitet. Zur Unterstützung der Texte habe ich mich dazu entschlossen Fotos aufzunehmen. Diese Bilder versuchen, ähnlich wie die Texte, die gewählten Stichworte auf eher ungewöhnliche Weise zu beleuchten. Das heißt zum Beispiel, für den Begriff „Jungfernstieg“ diesen nicht aus der gewohnt repräsentativen Ansicht zu zeigen – also von der Lombardsbrücke aus, mit blauem Himmel und Alsterfontäne in Betrieb – sondern als Postkarte in einem Souvenirshop.

Mit Rücksicht auf die Fotografien habe ich versucht die Charakteristika eines Stadtführers mit denen eines Fotobuches zu vereinen. Das typische Format eines Stadtführers ist eher schmal und vertikal ausgerichtet, was in meinen Augen den Fotos nicht gerecht würde. Somit habe ich mich für ein quadratisches Format entschieden. Den Text habe ich zweispaltig angelegt um den Text dem vertikalen Format anzunähern.

II HAMBURG. EIN KULTURHISTORISCHER STADTFÜHRER VON A BIS Z

VORWORT

Hamburg, du schönste deutsche Stadt! – „Den zuckenden Fisch an der Nordsee“ hat dich Larissa Reisner genannt; Hamburg, Stadt für Männer, Stadt der kraftvollen Arbeit, Stadt auch für Liebende – wie ein kleines Meer lag die Alster (Ozean privat) morgens um halb fünf in der hellblau-violetten Stunde, Mona Lisa stand schon oder noch am Fenster und sah hinaus ... Guten Tag, Hamburg.

Kurt Tucholski, Man sagt in Hamburg

Hamburg. Das ist der Hafen, der Fischmarkt, die Hanse. Ist die Reeperbahn, der Jungfernstieg, seit neuestem auch die HafenCity. In Hamburg herrscht zwölf Monate im Jahr Schietwetter. Wenn die Sonne sich doch einmal heraus traut, schnappt sich jeder eine Decke und pilgert in einen der vielen Parks. Die Leute essen Fisch- und Franzbrötchen, dazu gibt es Astra oder Holsten. Doch Hamburg hat noch viel mehr zu bieten. Hamburg ist einfach Hamburg. Aber warum?

Auch wenn böse Zungen behaupten, Hamburg reduziere seine Geschichte auf den großen Brand, in Hamburgs Vergangenheit steckt eine Menge, was es zu dem macht, was es heute ist. Natürlich findet in diesem Büchlein nicht all das Platz, was Hamburg zu dem gemacht hat, wie wir es heute kennen oder zu kennen glauben. Dieser Stadtführer ist eine Schatulle, gefüllt mit ein paar besonderen Bonbons aus Hamburgs Geschichte.

A WIE ALTONA

Große Freiheit, Blankenese, Rote Flora und auch Max Brauer – vieles was für uns heute typisch Hamburg ist, war es noch vor achtzig Jahren nicht: denn es lag in Altona. Erst im Nationalsozialismus, mit dem Groß-Hamburg-Gesetz, wurde die einst freie Stadt in Hamburg eingemeindet, zusammen mit Wandsbek und Harburg-Wilhelmsburg. Und obwohl das

Verhältnis zwischen Altona und Hamburg lange Zeit frostig war, ist es heute als Teil der Stadt akzeptiert – ganz im Gegensatz zum zeitgleich eingemeindeten Harburg.

Altona war für den Hamburger Senat Zeit dessen Eigenständigkeit vor Allem eines: Konkurrenz – zumindest aus wirtschaftlicher Sicht. Und auch die Altonaer Landsherren, die Schauenburger, beäugten Hamburg misstrauisch und bemühten sich, neben der großen Stadt nicht unterzugehen.

Mit dem Tod Otto VI. von Schauenburg, starb das Landsherrengeschlecht aus – der dänische König Friedrich II. erhob Anspruch auf Altona und besetzte es entgegen des Willens des deutschen Kaisers. Das dänische Königshaus betrachtete Hamburg seit eh und je mit Missgunst, mit Altona hatten sie nun einen nahen Stützpunkt. Bald bekam Altona das Stadtrecht verliehen – inklusive Zollfreiheit. So war nicht mehr nur das Altonaer Handwerk Konkurrenz für Hamburg, sondern auch der Altonaer Freihafen.

Die Jahre zogen ins Land: Altona wurde wieder preußisch und längst war die Stadtgrenze zwischen Altona und Hamburg im Stadtbild nicht mehr sichtbar. Am Schulterblatt etwa lebten auf der einen Seite Hamburger, gegenüber Altonaer. Und mit dem Verschwinden der Grenze, schienen sich auch die Städte anzunähern, schon 1919 forderte Altona den Anschluss an Hamburg, die preußische Regierung lehnte aber ab. Erst unter den Nationalsozialisten, im Jahr 1937 verleihte sich Hamburg Altona ein, zusammen mit Wandsbek und Wilhelmsburg. Heute markiert eine Bodenplatte die ehemalige Grenze zwischen den beiden Städten, viel mehr trennt Altona aber nicht mehr von Hamburg. Offensichtlich haben die Hamburger ihren kleinen Nachbar akzeptiert. Bei Harburg, sieht das anders aus. Ein heimliches Hamburger Credo lautet, Hamburg liege westlich der Alster und – besonders wichtig – nördlich der Elbe. Denn im Süden von der Elbe, da ist das Leben nicht dasselbe.

B WIE BEIERSDORF

Nicht Hautcreme: Nivea. Kein Klebefilm: Tesa. Nicht Lippenbalsam: Labello. Drei Markennamen, die im allgemeinen Sprachgebrauch als Gattungsname für das Produktes gelten. Und alle drei von der gleichen Firma: Beiersdorf. Anders als seine Marken, ist der Name

der Firma nicht unbedingt jedem bekannt. Was vielleicht daran liegt, dass Beiersdorf ihrem Gründer Carl Paul Beiersdorf vor Allem die Gründung verdankt. Den Rest, also der internationale Erfolg vieler Beiersdorfprodukte, erledigte ein anderer: Oscar Trowitz.

Carl Paul Beiersdorf wurde 1836 in Neuruppin geboren. Erst mit 44 Jahren legte er den Grundstein für das Unternehmen Beiersdorf: Er kaufte die Hamburger Apotheke „Merkur“, nahe dem Michel – die allerdings dem Konkurs nahe war. Seine Rettung war sein pharmazeutisches Geschick: er entwickelte ein neuartiges Wundpflaster namens Guttaplaste, das bald viele Hamburger Wunden versorgte. Dabei arbeitete er eng zusammen mit Paul Gerson Unna, Arzt und Dermatologie Professor an der Universität Hamburg. Unna hatte bereits ein gewisses Ansehen, somit war er Forschungspartner und Werbung zugleich.

Der Umsatz stieg, Beiersdorf bezog ein größeres Labor in Altona und wagt den ersten Schritt zur Expansion seiner Firma: er ließ eine Fabrik bauen. Später stellte sich heraus, dass die Fabrik eine gründliche Fehlplanung war. Doch da war Beiersdorf längst nicht mehr Besitzer der Firma. Als sich sein Sohn mit erst 16 Jahren erschoss gab er das Geschäft auf: Er verkaufte an den Breslauer Apotheker Oscar Trowitz; sechs Jahre später vergiftete sich Beiersdorf.

Trowitz aber machte aus seinem Vermächtnis ein Weltunternehmen: Er baute Fabriken, schuf Marken wie Tesa, Nivea oder Labello und machte sie durch geschicktes Marketing zu den meistgekauften Produkten ihrer Klasse. Zur Zeit des ersten Weltkriegs hatte die Firma Sitze in den Metropolen der Welt.

Wenig erinnerte noch an die kleine Apotheke, mit der alles begonnen hatte, nur die Zusammenarbeit mit Dr. Unna war geblieben – und der Name. Denn Trowitz benannte die Firma nur in P. Beiersdorf und Co. Der heutige Standort in Eimsbüttel war schon unter Trowitz Firmensitz. Dort erinnern heute eine Straße an den einstigen Käufer, eine andere an Dr. Unna. Und natürlich der Firmenname, an den einstigen Gründer des Unternehmens.

C WIE CHOLERA

„Meine Herren, ich vergesse, dass ich mich in Europa befinde!“ Als Robert Koch, Entdecker

des Cholera-Erregers, im August 1892 im Auftrag des preußischen Gesundheitsministers nach Hamburg kommt, begegnet er katastrophalen Zuständen: In Hamburg wütet die Cholera. Besonders entsetzt schienen er über die Zustände in den Hamburger Gängevierteln, gerade in den elbnahen Vierteln forderte die Seuche tausende Opfer.

Hamburgs Wasserver- und Entsorgung war veraltet. Das Abwasser wurde direkt in die Elbe geleitet, das Nutzwasser ihr direkt entnommen, ohne es vorher zu filtern. Hervorragende Bedingungen für eine Choleraepidemie. Das damals preußische Altona blieb von der Seuche weitestgehend verschont, denn hier wurde das Elbwasser gefiltert, bevor es durch die Leitungen strömte. In Hamburg aber breitete sich der Erreger wie ein Lauffeuer aus.

Betroffen waren vor Allem die Armen. Sie konnten es sich nicht leisten, jeden Tropfen Wasser abzukochen um den Erreger zu töten – geschweige denn ihr weniges Habe mit heißem Wasser zu desinfizieren. Oft scheiterte es schon daran, dass sie Informationen auf Flugblättern gar nicht lesen konnten. Die meisten Armen lebten damals in den Gängevierteln, die einen Großteil der Alt- und Neustadt einnahmen. Sie waren ein verwinkeltes Gewirr aus Fachwerk, Gassen und Hinterhöfen. Die Wasserversorgung dieser Viertel war sogar für Hamburger Verhältnisse mehr als dürftig. Viele schöpften Wasser aus den Fleeten – das gleiche Wasser, das auch die Exkremente der Stadt in die Elbe spülte.

Schließlich ebte die Epidemie ab. Über 8000 Menschen waren gestorben, die meisten von ihnen in den Gängevierteln – das Schicksal der Viertel selbst war damit besiegelt. Der Senat beschloss umfangreiche Veränderungen der Alt- und Neustadt. Nachdem für den Bau der Speicherstadt bereits einige Viertel weichen mussten, begann nun ihr systematischer Abriss. Innerhalb von 70 Jahren verschwand das für Hamburg typische Gängeviertel nahezu komplett, durch Sanierungs-Abriss und durch den Zweiten Weltkrieg. Das letzte größere Gängeviertel wurde Anfang der sechziger Jahre planiert, zu Gunsten des alten Unilever Hochhauses.

Ein kleines Ensemble, das einst zu diesem Viertel gehörte steht noch heute. Es wurde 2009 von Künstlern besetzt. Und entgegen aller Ahnungen ließ sie der Senat gewähren, kaufte das Gelände von dem Investor zurück, der das Ensemble zu einem luxuriöses Wohnquartier modernisieren wollte. Unter dem Slogan „Komm in die Gänge“ hat sich das Gängeviertel zu einer festen kulturellen Institution gemauert. Und ist nicht zuletzt eine Erinnerung an einen

Teil Hamburger Stadtgeschichte, dessen Auflösung mit der Choleraepidemie 1892 begann.

D WIE DOM

Der Hamburger Dom zieht heute jährlich Millionen Besucher an. Doch viele Neu- oder Nicht-Hamburger wundern sich, wenn sie hören: „Komm wir gehen am Wochenende zum Dom“, und möchten Sonntags lieber ausschlafen, als zum Gottesdienst. Der Hamburger Dom, das ist kein Gotteshaus, sondern ein Volksfest – dreimal jährlich bevölkert er das Heiligen Geist Feld und kann sich mit dem Titel rühmen „größtes Volksfest Norddeutschlands“.

Doch so weit entfernt ist das Volksfest nicht von einem Gotteshaus. Denn der heutige Hamburger Dom hat seinen Namen vom Marien Dom, der bis ins 19. Jahrhundert in Hamburgs Innenstadt stand. Heute erinnert die Domstraße an ihn, der Platz auf dem er stand wird inoffiziell Domplatz genannt.

Der Dom, das Volksfest, war einst ein Wintermarkt, der erstmals im 11. Jahrhundert stattfand. Händler und Schausteller errichteten Stände und Buden entlang der Mauern des Marien Doms, um sich vor dem Hamburger Wetter zu schützen. Über siebenhundert Jahre gab es beinahe jedes Jahr diesen Markt. Nur einmal, 1334 da wollte Erzbischof dem Treiben ein Ende setzen und verbot den Schaustellern ihre Buden aufzustellen – um drei Jahre später es ihnen sogar im Dom zu erlauben, offenbar waren die Hamburger anderer Ansicht als der Erzbischof. Im Jahr 1804 aber war Schluss mit dem Dom am Dom. Jahrhunderte lang hatte die Kirche das bunte Treiben vor seinen Toren geduldet. Doch im Laufe der Zeit hatte sich einiges geändert.

Der Bischofssitz war schon im 8. Jahrhundert nach Bremen verlegt worden; mit der Reformation im 15. Jahrhundert wurde Hamburg lutherisch und der römisch-katholische Marien Dom wurde zur Enklave in der Hansstadt. Anfang des 19. Jahrhunderts wurde er Hamburg zugesprochen, und Hamburg beschloss kurzerhand seinen Abriss. Die Steine des Doms wurden verkauft und zur Befestigung des Elbufers benützt. Auf dem freigewordenen Bauland entstand das Johanneum, eine Gelehrtenschule.

Der Wintermarkt war unterdes heimatlos geworden und zog von Jahr zu Jahr von Markt zu

Markt, unter anderem auf den Gänsemarkt und den Spielbudenplatz. Bis er 1893 erstmals seinen heutigen Platz auf dem Heiligen Geist Feld bezog und dort schließlich auch blieb. Dort findet er noch heute statt, mittlerweile dreimal jährlich; damit ist mittlerweile häufiger Dom, als kein Dom ist.

E WIE ELEKTRISCHE

Einsam hängen sie am Außengemäuer der Altbauten, blicken hinab auf die Straßen, in Gedanken, an ihre einst großen Aufgaben. Sie waren die Synapsen der Hamburger Straßenbahn, deren Schienen heute durch Asphalt bedeckt sind. Auch wenn ihr Name wenig melodisch klingen mag, kunstvoll sind sie allemal: Die Oberleitungsrosetten. An ihnen waren die Oberleitungen der Straßenbahn an den Häusern befestigt und im Gegensatz zum Rest der Straßenbahn nicht demontiert.

Sie zieren viele Straßenzüge in denen einst die Straßenbahn verkehrte. Eines der größten Netze Deutschlands war es, mit bewegter Geschichte. 1866 als Pferdebahn geboren, entwickelte sich mit Hamburgs rasanten Wachstum auch die Straßenbahn beständig weiter. Sie schlängelte sich durch mehr und mehr Straßen, erreichte mehr und mehr Stadtteile, wurde schneller und moderner. Im Volksmund hieß sie bald „die Elektrische“.

Nach anfänglichem Bedenken schlossen die Hamburger die Elektrische bald in ihr Herz, sie war günstig und bald konnte jeder ganz Hamburg mit wenig Zeit- und Geldaufwand bereisen. Sie entwickelte sich zum Hauptverkehrsmittel. Die U-Bahn konnte ihr mit ihrem übersichtlichen Netz nicht das Wasser reichen. Noch. Denn ab den 50er Jahren sollte sich dies ändern.

Schwer getroffen vom 2. Weltkrieg erwachte das Straßenbahnnetz noch einmal zur vollen Blüte, und erreichte 1958 seine größte Ausdehnung. Bis der Wohlstand kam. Der ließ die Geldquelle der Bahn versiegen. Autos eroberten die Straßen und die starre Straßenbahnlinienführung stand ihnen dabei im Wege. Die damaligen Stadt- und Verkehrsplaner sprachen von der autogerechten Stadt und dass die Straßenbahn weder wirtschaftlich noch zeitgemäß sei. Das neue Konzept hieß: Ausbau des öffentlichen Verkehrs in zweiter Ebene, also von

U- und S-Bahn, mit Bussen als deren Zubringer. Keine Straßenbahn.

Am 30. September 1978 fuhr ein letztes Mal die Linie 2 von Schnelsen in die Innenstadt und zurück. Am Tag danach gab es auf dem Rathausmarkt eine große Verabschiedung von der geliebten, aber ineffizienten Elektrischen. Alle Linien sind eingestellt worden, die Oberleitungen demontiert, die Gleise entweder überasphaltiert oder abgebaut. Übrig geblieben sind nur noch einige Oberleitungshaken und -rosetten, an denen man heute erkennen kann, ob eine Elektrische durch diese Straße fuhr.

F WIE FÜHRERSTADT

Hamburg war nie eine Nazihochburg, im Gegenteil – das Bürgertum gab stets maßgeblich den Ton an. Und trotzdem konnte es sich dem braunen Sog letztendlich nicht entziehen.

Adolf Hitler verlieh vier deutschen und einer österreichischen Stadt den Titel „Führerstadt“: Berlin, Nürnberg, München, Hamburg und Linz. Als „Hauptstadt der deutschen Schifffahrt“ waren einschneidende Umgestaltungen für Hamburg geplant, die kriegsbedingt kaum umgesetzt wurden. Das Groß-Hamburg-Gesetz, als verwaltungstechnische Vorbereitung, wurde aber verwirklicht. Diesem Gesetz verdanken wir, dass Hamburg heute beinahe doppelt so groß ist wie noch vor achtzig Jahren.

Hamburg bekam nicht nur die vermeintliche Auszeichnung zur Führerstadt, sondern auch ein eigenes KZ im Stadtteil Neuengamme, seit dem Großhamburg-Gesetz Teil des Hamburger Stadtgebietes. Doch das war nicht alles. Nach den alliierten Bombardements der „Operation Gomorrha“, lagen weite Teile Hamburgs in Trümmern. Ein besonders schwer getroffener Stadtteil war Hammerbrook, das beinahe vollständig zerstört wurde. Ein Gebäude, das erhalten blieb, war die Georgsburg, Spaldingstraße 152 - 162. Um die Trümmer, Leichen und Blindgänger fortzuschaffen, beschloss der Nazisenat, ein Außenlager des KZs Neuengamme in diesem Gebäude einzurichten. Von Oktober 1944 bis April 1945 zählte das Lager rund 2000 Inhaftierte, mindestens 500 davon starben in Folge von Schwäche und harter Arbeit. Außenlager von KZs – auch in Großstädten war das in diesen Zeiten nichts Außerordentliches. Doch irgendwie unangenehm ist es schon: Da steht ein riesiges Gebäude mitten in der

Stadt, das eigentlich ein ganz hervorragender Platz für Büros wär. Wäre es doch bloß nicht so unangenehm geschichtlich belastet. Was tun? Ein Museum einrichten oder eine Gedenkstätte? Oder vergessen und doch Büros einrichten? Man entschied sich für Letzteres.

Das gefiel einer Hamburger Geschichtslehrerin ganz und gar nicht. Sie forderte, zumindest eine Gedenktafel am Gebäude anzubringen. Das wiederum gefiel den Firmen nicht, die Büros in der Georgsburg angemietet hatten. So eine Gedenktafel verstöre Kunden und Mieter. Schließlich setzte sich die Geschichtslehrerin zusammen mit der Gedenkstätte Neuengamme durch.

Ein wenig Gemauschel gab es dennoch: Während der Einweihung protestierten die Mieter mit lautem Jalousie Öffnen und Schließen. Und einige Tage nach der Einweihung, verlagerte das ansässige Unternehmen, den Platz der Gedenktafel heimlich (das heißt, ohne die Kulturbehörde zu informieren) von der Vorderseite in den Innenhof – der allerdings für Nichtmieter unzugänglich ist. Mittlerweile hängt die Tafel wieder an ihrem Platz. Direkt daneben, ein Schild „Nutzlast 25 t“.

G WIE GROSSE FREIHEIT

Die Große Freiheit ist nicht nur weit über Hamburgs Grenzen berühmt, sondern auch beachtet. Sie konkurriert mit Jungfernstieg und Reeperbahn um den Titel der bekanntesten Straße Hamburgs. Historisch gesehen hätte die Große Freiheit diesen Titel niemals bekommen können. Denn die Große Freiheit gehörte zu Altona und liegt somit erst seit 1937 in Hamburg. Einige Jahre danach, mit dem Film „Große Freiheit Nr. 7“ brannte sich der Film endgültig in Hirn und Herz von Hamburgs Geschichte.

Altona wurde 1937 durch das Groß-Hamburg-Gesetz eingemeindet. Damit lag die Große Freiheit bereits formal in Hamburg. Doch nicht genug: auch die Grenzen zwischen dem neuen Stadtteil Altona und dem angrenzenden St. Pauli wurden neu gezogen. Somit lag die Große Freiheit, Altonas bekannteste Straße, nicht mehr in Altona, sondern in St. Pauli. Dafür lag die St. Pauli Kirche durch die neuen Grenzen nicht mehr in St. Pauli, sondern in Altona.

Doch warum eigentlich der Name Große Freiheit? Zwar geht es in dieser Straße oft freizügig

zu, doch nicht daher hat sie ihren Namen. Der Name stammt aus dem 17. Jahrhundert und beschreibt die Gewerbe- und Religionsfreiheit, die dort ansässige Handwerker und Familien genossen. Vermutlich zog diese politische Freiheit auch das freizügige Gewerbe an.

Zwei Hausnummern der Großen Freiheit sind fest in Hamburgs Geschichte eingeschrieben: Die Nummer 7 und die Nummer 39. In der Großen Freiheit Nummer 39 lag der legendäre Starclub, Wiege des Beatles-Erfolgs. Große Freiheit Nummer 7 ist der Titel eines legendären Films von Helmut Käutner mit Hans Albers in der Hauptrolle, der nicht nur durch seine Popularität bemerkenswert ist.

Die Lieder, die den Film begleiten sind weltberühmt geworden. Für Hamburg noch immer legendär und sicher am bekanntesten: Auf der Reeperbahn nachts um halb eins. Noch bemerkenswerter: Joseph Goebbels gab den Film während des zweiten Weltkriegs in Auftrag, als Propagandafilm, der die Redlich- und Tugendhaftigkeit deutscher Seemänner darstellen sollte. Doch der Regisseur Helmut Käutner dachte gar nicht daran. Und so strotzt der Film voller Szenen, die nicht in das Weltbild der Nazis passen wollen: Sex vor der Ehe, Trinkgelage, Schlägereien. Der Film wurde zur NS-Zeit nur einmal in Prag vor ausgewähltem Publikum gezeigt. Warum gerade in Prag? Nun, hier wurde der Film zum Großteil gedreht. Hamburg selbst ist nur wenige Male zu sehen.

H WIE HANSEATISCH

Die Hanse – dieser wirtschaftlichen Städtepartnerschaft aus dem Mittelalter verdankt Hamburg überhaupt erst seine heutige Größe. Unwahrscheinlich, dass ohne den Aufschwung, den sie einst brachte, Hamburg an seine heutige Bedeutung herankäme. Schließlich heißt sie immer noch „Freie- und Hansestadt Hamburg“, man spricht von „hanseatischem Unternehmertum“. Vor Allem das „Hanseatische“ hat sich, trotz des Untergangs der Hanse, in die Gegenwart retten können – und ist dabei zum Mythos geworden. In der Fachwelt gibt es bis heute keine Einheit darüber, was genau „hanseatisch“ bedeutet.

Die Hanse war ein Zusammenschluss vieler norddeutscher Städte. Heute kennen wir vor Allem Hamburg, Bremen und natürlich Lübeck: die Mutter der Hanse. Aber auch Wismar,

Riga, Danzig, Rostock – ja sogar Köln und Duisburg gehörten der Hanse an. Vertreter der Städte trafen sich regelmäßig auf den Hansetagen. Mit dem Welken der Prosperität verließen mehr und mehr Städte die Hanse, bis 1669. In diesem Jahr fand der letzte Hansetag statt. Die drei Städte Lübeck, Hamburg und Bremen übernahmen das Erbe der Hanse: Zunächst hieß das, den Schutz der Kontore im Ausland – längerfristig wahrten sie in ihren Namen die Hanse: Von 1669 bis 1990 trugen diese drei Städte als einzige den Beinamen Hansestadt.

Seit der Wiedervereinigung hat eine gewisse Inflation des Begriffs eingesetzt. Mittlerweile gibt es in Deutschland wieder 21 Hansestädte. Das heißt aber noch lange nicht, dass alle diese Hansestädte auch hanseatisch sind. Vielleicht wollen sie sich schlicht am Mythos des hanseatischen laben. Aber was bedeutet „hanseatisch“ nun eigentlich?

Thomas Mann schrieb in *Der Zauberberg*: „(...) seine Maxime war, daß man außer in Hamburg im Reiche nicht zu bügeln verstehe“. Möglich, dass in diesem profanen Satz eine ganze Menge Hanseatisches steckt. In der epischen Breite seiner Romane schlummern überall derartige Hinweise – doch wäre die Formel „hanseatisch ist gleich goldene Knöpfe und anständig gebügelte Hemden“ zu einfach.

Hanseatisch wird oft synonym für typisch Hamburg verwendet. Aber auch hanseatisch mit hamburgisch gleichzusetzen, läuft irgendwann ins Leere. Die Reeperbahn ist sicher typisch Hamburg, aber ist sie deswegen auch hanseatisch? Wohl kaum. Andersherum: Großbürgerlich ist eine hanseatische Eigenschaft aber ist sie deswegen hamburgisch? Schon eher, aber auch nicht ganz. Schließlich wabern auch noch Lübeck und Bremen in der Sphäre des Hanseatischen umher. Man erkennt, hanseatisch ist schwer greifbar – und wie es sich bei Mythen so verhält: Ihr Charme besteht ja gerade im Nichtwissen.

I WIE INSEL

Hamburg liegt zwar nicht am Meer, ist aber dennoch reich an Inseln. Auf einer dieser Inseln steht das älteste Gebäude der Stadt: Ein Geschützturm der alten Wallanlage? Ein alte Dorfkirche zwischen Norder- und Süderelbe? Nein, das älteste Gebäude steht 100 km vom Zentrum entfernt, auf der Insel Neuwerk, Hamburgs Guckfenster in der Nordsee.

Als Hafenstadt hat Hamburg vieles einer Stadt, die am Meer liegt. Dennoch muss ein Seemann über 100 km die Elbe stromaufwärts fahren um die Stadt zu erreichen. Dort teilt sich die Elbe, in Nord- und Süderelbe und damit auch den Stadtteil Harburg vom Rest der Stadt. Diese Ströme umspülen die Elbinseln. Die Stadt breitete sich mehr und mehr auf ihnen aus, bebaute sie, deichte sie ein. Heut erstreckt sich der Hafen über viele von ihnen.

Und auch der Mündungsverlauf der Alster zergliederte das Land einst in mehrere kleine Inseln: Das historische Hamburg war eigentlich ein Nebeneinander kleiner Inseln. Die Kanäle, Fleete genannt, teilten diese kleinen Inseln. Sie waren Wasserstraßen, auf denen Waren transportiert wurden, Abwassersystem und teilweise sogar Wasserversorgung zugleich. Mit der Zeit wurden sie überflüssig, zu starr für die Umplanung der Stadt und schließlich zum Großteil zugeschüttet. Hamburgs Inseln haben sich drastisch verändert, bis auf eine: Die Insel Neuwerk im Wattenmeer.

Im ausgehenden 13. Jahrhundert kaufte die Stadt das Eiland im Wattenmeer. Damals hieß es noch „Nige O“. Hamburg plante hier eine Seewacht, um zu kontrollieren wer die Elbmündung passierte. Dieses Neue Bauwerk hieß „dat nige wark“ – das neue Werk. Um die Baukosten wieder einzuholen, mussten passierende Hamburger Schiffe den so genannten Werkzoll zahlen. Seitdem der Turm Mitte des 14. Jahrhunderts abgebrannt war und wieder aufgebaut wurde war, ist der Turm erhalten. Er wurde hie und da ausgebessert; ab dem 17. Jahrhundert brannte auf seiner Spitze ein Leuchtfeuer.

Über 600 Jahre war Neuwerk Hamburger Land. Bis zum Jahr 1937, mit dem Großhamburg-Gesetz fiel das bisher zu Hamburg gehörende Cuxhaven an Preußen und mit ihm auch die Insel Neuwerk. Dort blieb sie nicht lange. Nach dem zweiten Weltkrieg gehörte die Insel zunächst zu Niedersachsen. Hamburg kaufte 1962 Neuwerk zurück. Der eigentlich Plan, auf der Insel einen Tiefwasserhafen zu errichten, wurde nie in die Tat umgesetzt.

J WIE JUNGFERNSTIEG

Die Reeperbahn mag den Jungfernstieg mittlerweile an Bekanntheit übertrumpfen – Hamburgs repräsentativste Straße ist er aber weiterhin. Er verdichtet bildlich, was in Augen vieler typisch Hamburg ist. Repräsentation reiht sich an Repräsentation. Das war aber nicht immer

so: Erst Anfang des 19. Jahrhunderts stieg der Jungfernstieg auf, vom Hinterhof zur Flaniermeile.

Als Hamburg nur der heutige Teil der Altstadt war, lag die Alster noch am Rand der Stadt. Erst im 17. Jahrhundert erweiterte Hamburg seine Grenzmauern um die heutige Neustadt. Die Straße neuer Wall beim Jungfernstieg erinnert an den alten Grenzverlauf. Damit erst rückte der Jungfernstieg in den Kern der Stadt – etwa zur gleichen Zeit bekam er seinen heutigen Namen. Doch galt er weiterhin als Hinterhof Hamburgs. Die repräsentative Seite war und blieb die Elbseite, ob auf Ehrenmünzen der Stadt, Karten und Kupferstichen. Die Straßen rund um die Alster waren vom Handwerk geprägt.

Mit der Aufklärung begann auch die Blüte des Jungfernstiegs, neue Werte eroberten die hanseatischen Köpfe. Die patriotische Gesellschaft wurde gegründet. Diese Vereinigung Hamburger Bürger prägte maßgeblich das Hamburger Stadtbild – baulich, wie ideell.

Noch wurden die Tore der Stadt nachts verschlossen, doch der Wunsch nach Natur wuchs. Der Jungfernstieg konnte dem Abhilfe verschaffen: Seine Lage versprach die einzigartige Gelegenheit, in der Stadt Natur zu erleben. Der Jungfernstieg wurde bürgerlicher Begegnungsort und damit identitätsstiftend. Dazu kam die Symbiose von Land und Wasser – das ideale Bild für und von Hamburg.

So entstand allmählich das heutige Bild vom Jungfernstieg. Ein sorgsam wiederhergerichtetes Ensemble historischer Häuser, das Rathaus im Rücken und Hamburgs Kirchen am Horizont. Zu seinen Füßen die Alster. Mit Alsterpavilion, Alsterfontäne, Alsterschwänen und Alsterdampfern ist das Bild einer innerstädtischen Prachtidylle komplett.

Ob für das jährliche Alstervergnügen oder als Endstation des Hamburg Christopher Street Days, auf Plakaten, oder Zeitschriftenanzeigen, in Werbespots, HipHop Musikvideos oder Hamburger Tatort – der Jungfernstieg ist Hamburgs Repräsentationskulisse.

K WIE KRAN

Hamburg hat mehr Brücken als Venedig und Amsterdam zusammen und ist damit die brückenreichste Stadt Europas. Das weiß in Hamburg mittlerweile jedes Kind. Doch nicht nur Brücken gibt es hier wie Sand in der Wüste sondern auch Kräne. Es würde nicht wundern,

hätte Hamburg auch mehr Kräne als Berlin und Rotterdam zusammen und wäre damit die kranreichste Stadt Europas. Doch dazu fehlen Daten.

Hamburg ist nicht nur am Hafen mit Kränen voll gestellt, sondern stadtweit. Hamburg baut und baut und baut, um, auf, ab und zu. An jeder Ecke eine Baustelle, an jeder Baustelle ein Kran. Im Grunde ist der Kran das Symbol Hamburgs: Für den Hafen, die Seele von Hamburgs Wirtschaft. Und für die Bautätigkeit der Hamburger: Abriss, Neubau, Abriss Neubau. Auch das hat in Hamburg Tradition.

Hamburgs größter Kranproduzent war einst das Eisenwerk Nagel & Kaemp. Seit 1890 versorgte es die Häfen der Welt mit Kränen. Die Fabrik zur Zeit der Weimarer Republik ist Schauplatz von Willi Bredels Roman „Maschinenfabrik N&K“. Bredel, der selbst in der Fabrik gearbeitet hatte, erzählt von Arbeitern, die sich gegen die Fabrikleitung auflehnen: Sie fordern höhere Löhne und kürzere Arbeitszeiten. Der Roman ist durch und durch politisch. Er erschien im KPD eigenen Verlag, deren Mitglied Bredel war. Nach dem Krieg zog Bredel in die DDR, wo seine Werke Standard für das Abitur wurden.

Bis in die 1960er produziert die Fabrik Kräne – mittlerweile als Kampnagel AG – und beliefert die Welt. Mit dem Siegeszug der Containerschiffahrt ging die Fabrik nieder. Bis Anfang der 80er, wurden hier noch Gabelstapler gebaut, dann schloss das Werk vorläufig seine Pforten. Bis das Schauspielhaus dort eine Exilbühne von der Stadt zugesprochen bekam. Das Festival Besetzungsproben sendete eine klare Botschaft an die Stadt. Die entschied, dass die Fabrik Theater bleiben darf, solange die Bühnen vom Publikum angenommen würden – heute ist Kampnagel Deutschlands größte freie Spiel- und Produktionsstätte.

Oft ist von Hamburg die Rede, von einer Stadt ohne echte Wahrzeichen. Wenn es also schon angeblich kein festgebautes Wahrzeichen hat, so hat es immer noch seine Kräne, als unübersehbares Element der Hamburger Skyline.

L WIE LOKALDERBY

90 Minuten sind zu spielen. Die Spieler laufen auf das Feld, links braun-weiß, rechts rot-weiß. Die Mengen toben. Hier: schwarze Kapuzenpullover, Astra Pils, und wehende To-

tenkopffahnen. Dort: ausgewaschene Denim-Jeans, Holsten-Pils und blau-weiß-schwarze Rauten. Vor dem Stadion warten Hundertschaften und bereiten sich vor, auf die vermeintlich kommenden Krawalle.

Es ist mittlerweile ein Klassiker: Der Hamburger Sportverein (HSV) gegen den 1. FC St. Pauli. Und es sind mehr als zwei Fußballmannschaften, die dort gegeneinander antreten, sondern auch ein bisschen der Kampf von zwei Weltanschauungen. Auf der einen Seite, der HSV: Bürgerlich, vorstädtisch, teilweise rechts. Auf der anderen Pauli: Alternativ, städtisch, links.

Als die beiden Mannschaften zum ersten Mal in der Bundesliga aufeinander trafen, konnte davon noch keine Rede sein. Das war 1977, der HSV hatte im Jahr zuvor den Europapokal erspielt und war haushoher Favorit gegenüber dem kleinen Aufsteiger. Doch es kam anders als gedacht: Der FC St. Pauli gewann mit 2 : 2 gegen den scheinbar übermächtigen Bruder. St. Pauli war damals aber noch nicht der Verein, der er heute war. Der ganze Stadtteil war eher kleinbürgerlich.

Einige Jahre später, in den 80ern kam schließlich der Wandel: Linksautonome besetzten Häuser in der Hafensstraße. Sie entwickelte eine besondere Beziehung, ja Liebe, zu ihrem Stadtteil; der war durch die Nähe zum Hafen und die Reeperbahn, die sündige Meile, schon immer tolerant und weltoffen – zum Wallfahrtsort für Punks und linksalternative wurde er erst durch die Besetzung. Und so wurde auch der stadteigene Fußballverein zum Symbol für Häuserkampf und linke Ideale. Kein anderer Verein vermochte Fußball und alternativen Lebensstil in Einklang zu bringen, wie es der 1. FC St. Pauli tat und teilweise immer noch tut.

Die Jahre vergingen, St. Pauli stieg ab und auf und ab und auf, der HSV blieb in der ersten Liga. Auf einen Sieg gegen den Erzrivalen musste St. Pauli viele Jahre warten, nach einigen Unentschieden und vielen Niederlagen, gelang es erst wieder 2011 den HSV zu besiegen.

Im Laufe der Zeit hat sich der Stadtteil verändert, es ist chic auf St. Pauli zu wohnen. Die alternativen Ideen von damals dienen Maklern und Baulöwen als Werbezweck – zum Leidwesen der St. Paulianer von damals. Und auch der Verein ist mittlerweile im Mainstream angekommen; mit dem Verkauf von Fanartikeln setzte er im Jahr Millionen um.

M WIE MICHEL

Fünf Hauptkirchen gibt es in Hamburg: St. Petri, St. Jacobi, St. Katharinen, St. Nicolei und St. Michaelis – besser bekannt als Michel oder von Hamburgern auch liebevoll „unser Michel“ genannt. Sie ist Hamburg bekannteste und beliebteste Kirche.

Es mutet beinahe ein wenig kurios an, in Hamburg von der „beliebtesten Kirche“ zu sprechen. In Hamburg hatte die Religion nie viel mitzureden. Als zum Beispiel der Mariendom vom Bremer Bistum an Hamburg fiel, wurde er nicht zur protestantischen Kirche, sondern dem Erdboden gleich gemacht. Dennoch scheint der Michel etwas Besonderes zu sein, dass er der Stadt besonders ans Herz gewachsen ist.

Hamburg ist eine Stadt, deren Aussehen im Laufe ihrer Geschichte wenig Stetigkeit bot. Von den Hauptkirchen gehört der Michel aber zu den Beständigen: Die Petri-Kirche fiel dem Großen Brand 1842 zum Opfer und wurde mit neuem Entwurf aufgebaut; der Jakobi-Kirchturm wurde im 2. Weltkrieg zerstört und bekam einen neuen Turmhelm; die Nicoleikirche brannte im 2. Weltkrieg aus und ist seither ein Denkmal – für sie wurde ein Neubau an anderer Stelle errichtet. Nur die Katharinenkirche sieht länger so aus wie auch noch heute, seit Mitte des 17. Jahrhunderts. Aber im Vergleich zum Michel wirkt sie doch eher unscheinbar. Nicht verwunderlich: der Michel ist zwar nicht die höchste Kirche Hamburgs, wohl aber die höchstgelegene. Noch dazu liegt sie unter den Hauptkirchen am westlichsten. Sie ist die erste Kirche, die Schiffer sehen, wenn sie vom Meer nach Hamburg einfahren. Und das seit über 300 Jahren.

Mitte des Jahrhunderts zerstörte ein Blitz den ersten Bau der Michaeliskirche, der Folgebau hat nun das Aussehen, das er heute hat. Das war nicht selbstverständlich: Am 03.07.1906 fing das Kirchenschiff während Bauarbeiten Feuer, der Michel brannte komplett ab. Stadtplaner und Architekten sprachen sich für einen modernen Michel aus, darunter auch Fritz Schumacher der das heutige Hamburger Stadtbild wie kaum ein anderer geprägt hat. Der Senat, die Bevölkerung und das Kirchspiel entschieden sich gegen diese Forderungen.

Während sich also die Umgebung um den Michel ständig veränderte, blieb der Michel, wie er ist. Der Volksmund benennt sogar Hamburgs höchsten Turm, den Heinrich-Hertz-Turm nach ihrer Lieblingskirche: Telemichel.

N WIE NEUHOF

Im Schatten der Köhlbrandbrücke, westlich von Wilhelmsburg, lag einst der Stadtteil Neuhof. Frachter fuhren direkt am Küchenfenster entlang, die Schiffshörner ersetzten den Hahenschrei. Zur Arbeit hatten es die meisten nicht weit, denn sie arbeiteten am Hafen. Doch über die Straßen, auf denen früher Kinder spielten, donnern heute nur noch LKW: 1977 rollten die Abrissbagger an und planierten das Gebiet.

Es war eines der letzten Hamburger Viertel direkt am Hafen. Die Mieten waren erschwinglich, beinahe alle Anwohner waren Arbeiter, viele davon Migranten. Im Laufe der Zeit hatte der Hafen Neuhof umzingelt, die alten Fischerhäuser an der Elbe waren längst geschluckt. Auf der Köhlbrandbrücke dröhnte der Verkehr über die Köpfe der Neuhofer. Und dennoch: Die Bewohner waren zufrieden mit ihrem Stadtteil.

Dem Senat aber gefiel er nicht. Zugegeben, ein Ruhigst-Idyll war Neuhof in den 70ern längst nicht mehr. Als dann 1972 der Bau der Köhlbrandbrücke begann, war den Bewohnern klar, was ihrem Viertel droht: Der Abriss. Grund war zum einen die schlechte Wohnqualität im Viertel: durch den Hafen war die Lärm- und Luftbelastung enorm, die Köhlbrandbrücke hatte das noch verschlimmert. Und zum anderen bot sich so die Möglichkeit, das Hafengebiet zu erweitern – was dem Handel gut tut, das tut auch Hamburg gut, also auch den Neuhofern.

Ähnlich wie beim Abriss anderer Viertel, waren die Bewohner nicht begeistert. Die Neuhofer gründeten eine Bürgerinitiative; doch auch sie konnte allenfalls den Schaden begrenzen, der Abriss war bereits in trockenen Tüchern. Sie setzte sich für die Unterstützung der Bewohner ein: forderte Aufklärung, die Garantie auf Mietdringlichkeitsscheine und finanzielle Hilfen. Über zweitausend Neuhofer wurden umquartiert, viele in die Großwohnsiedlungen am Stadtrand. Die Planierraupen kamen und Neuhof war Geschichte.

Wer nun glaubt, der Hafen hätte Neuhof ganz und gar vereinnahmt, der irrt. Der Großteil der Fläche liegt brach. Den Bau einer Müllverbrennungsanlage wusste eine Wilhelmsburger Bürgerinitiative zu verhindern. Eine Fähre, mit der einst die Neuhofer über die Elbe fuhren, gibt es noch immer.

O WIE OHNSORG THEATER

„In Hamburg sagt man Tschüß, das heißt Auf Wiedersehen. Und wer einmal in Hamburg war, der kann das auch verstehen.“ – Heidi Kabel ist auch nach ihrem Tod Hamburgs Volksschauspielerin Nummer Eins. Die Bühne ihres Erfolges war das Ohnsorg Theater, das sich seit seiner Gründung dem Nieder- also Plattdeutschen Theater widmet.

Das Ohnsorg Theater wurde 1902 von Dr. Richard Ohnsorg gegründet. Damals hieß es noch „Dramatische Gesellschaft“, ab 1906 „Gesellschaft für dramatische Kunst“ und von 1920 bis 1945 „Niederdeutsche Bühne“. In all den Jahren war Ohnsorg Intendant des Theaters. Erst 1945 löste ihn Rudolf Beiswanger ab. Nach dem Tod Ohnsorgs 1947, wurde das Theater schließlich nach seinem Gründer benannt.

Kein Schauspieler und keine Schauspielerin war und ist mit dem Theater so eng verbunden wie Heidi Kabel. Mit 17 Jahren, Anfang der 30er Jahre, begleitete sie eine Freundin zu einem Vorsprechen bei der Niederdeutschen Bühne. Dabei wurde sie zufällig entdeckt und stand seitdem fast ihr ganzes Leben auf dieser Bühne. Bald lernte sie dort Hans Mahler kennen, damals noch Schauspielkollege. Sie heirateten, bekamen Kinder – wie es sich für eine Volksschauspielerin gehörte.

Schon bei Heidi Kabels Engagement hatte die Niederdeutsche Bühne ihre Unschuld verloren. Heißt: Die Nazis haben es sich einverleibt. Das Niederdeutsche Theater passte mit seiner Heimatverbundenheit in die Ideologie und war längst mit ihr verflochten. Kabel trat in die NS-Frauenschaft ein, Mahler in die NSDAP. Das Theater erhielt mehr Gelder, ging auf Tournee und konnte sich 1936 erstmals eine eigene Bühne leisten. Die Niederdeutsche Bühne zog in die Große Bleichen, direkt gegenüber Heidi Kabels Elternhaus. Deutschland verlor den Krieg, die Nazis die Macht und Heidi Kabel und Hans Mahler erhielten einige Jahre Berufsverbot. Das schadete ihrer Karriere jedoch kaum.

Im Gegenteil, danach ging ihre Karriere erst richtig los. Hans Mahler wurde Intendant. Unter ihm strahlte erstmals der NDR Ohnsorg Theaterstücke im Fernsehen aus – das Niederdeutsch wurde ersetzt durch das Hamburger Missingsch, eine Mischsprache aus Platt und Hochdeutsch. Das Ensemble wurde in ganz Deutschland bekannt. Der Publikumsliebling war: Heidi Kabel.

2010 starb sie im Alter von 85 Jahren. Mit ihrem Tod, schloss auch das Ohnsorg Theater in den Großen Bleichen – um ein Jahr später an neuer Stelle zu eröffnen.: Im Bieberhaus, direkt am Hauptbahnhof, in Blickweite des Schauspielhauses. Dafür wurde sogar der Hachmannplatz in Heidi-Kabel-Platz umbenannt und eine Bronzeplastik von das vor das Haus gestellt. Ohne Heidi geht es nicht!

P WIE PFEFFERSACK

Ein Gespenst geht um in Hamburgs, es ist das Gespenst des Pfeffersacks. Es gibt Ahnungen darüber, woher er kommt und was er tut. Aber wie er nach Hamburg kam, das liegt im Dunklen. Und doch ist klar, er gehört zu Hamburg wie die Speicherstadt. Doch warum?

Ein Pfeffersack ist ein negativ besetzter Begriff für einen gierigen auf Macht ausgerichteten Menschen, insbesondere einem hanseatischen Kaufmann. Nirgendwo ist der Pfeffersack so präsent wie in Hamburg. Sein Ursprung birgt kaum Zweifel: Der Begriff hat seine Wurzeln im Gewürzhandel, ehemals ein äußerst lukratives Geschäft. Ein Sack voll Pfeffer war ein halbes Vermögen – der Pfeffersack steckte also voller Geld. Ist Hamburg somit eine Stadt, wo der Gewürzhandel eine besonders große Rolle spielte? Weit gefehlt. Zwar gehört Hamburg heute zu den führenden Gewürzumschlagplätzen der Welt, aber der Begriff verbreitete sich in Hamburg viel früher.

In Hamburg spielte der Gewürzhandel lange Zeit allenfalls eine Nebenrolle. Am Hafen handelte man die längste Zeit vor Allem mit Produkten aus dem Nord- und Ostseeraum, aus Island oder Dänemark. Später wurde auch der Kaffee ein wichtiges Handelsgut. Aber nicht Gewürze. Die Gewürzhändler kamen vielmehr aus Süddeutschland, aus Augsburg oder Nürnberg. Erst mit dem Zuzug portugiesischer Juden ab 1600 begann der Gewürzhandel in Hamburg an Bedeutung zu gewinnen, wurde aber nie entscheidender Wirtschaftsfaktor.

Entweder kam der Pfeffersack also irgendwie aus dem Süden nach Hamburg. Denn auch in der Gewürzstadt Nürnberg gab es den Pfeffersack als Schmähwort. Oder es ist eine Überlieferung von dem dänischen König Christian IV. Der hatte Hamburg sein ganzes Leben auf dem Kieker, setzte der Stadt durch Handelssperren zu. Über die verhassten Hamburger soll

er gesagt haben: „Hochmütige Krämer und Pfeffersäcke, schmierige Heringshändler und Bärenhäuter!“

Ob nun aus dem Süden oder aus dem Norden vom dänischen König, oder vielleicht aus beiden Himmelsrichtungen, oder vielleicht von ganz woanders. Fakt ist: Der Pfeffersack kam irgendwann nach Hamburg und ist bis heute dort geblieben.

Q WIE QUARANTÄNE

Für viele war er die letzte Etappe vor der Ankunft in der neuen Welt: Der Hamburger Hafen. Von Mitte des 19. bis Mitte des 20. Jahrhunderts war Hamburg wahrlich das Tor zur Welt. Doch bevor die Passagiere ihre Reise in eine vermeintlich bessere Zukunft antreten durften, heißt das Schiff zu betreten, galt es auszuharren – in Quarantäne.

Den größten Anteil am Hamburger Auswanderergeschäft hatte die Reederei HAPAG (Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft). Sie mauserte sich nicht zuletzt dank der Auswanderer zur größten Schifffahrtsgesellschaft weltweit.

Ein entscheidendes Jahr der Hamburger Auswanderergeschichte war 1892: Hamburg ließ Bremen als größter Auswandererumschlagplatz ab; auf dem Amerika Kai wurden die Auswandererbarracken errichtet um dem Strom an Emigranten Herr zu werden; und nicht zuletzt brach in diesem Jahr die letzte große Choleraepidemie aus. Viele Hamburger machten die Fremden für die Krankheit verantwortlich, zumal viele von ihnen aus Russland kamen, einem ständigen Choleraherd.

Die Cholera barg neben der Ansteckungsgefahr auch wirtschaftliche Probleme. Das Auswanderergeschäft war mittlerweile ein wichtiger Handelsfaktor: Schiffe aus Amerika brachten sperrige Ladung in den Hamburger Hafen, wie Baumwolle oder Reis. Beladen wurden sie wiederum mit platzsparenden Fertigwaren, wie Glas. Es blieb genug Raum für die Auswanderer, die Reeder verdienten gut daran. Mit der Cholera aber wurde Hamburg von der Außenwelt abgeschnitten und so versiegte auch der Strom an Emigranten. Und es gab ein weiteres Problem, welches mit der Cholera wuchs: Passagiere, welche die Gesundheitskontrolle in Amerika nicht bestanden, mussten zurück nach Europa reisen – auf Kosten der

Reedereien.

Diese Probleme veranlassten die HAPAG, für Hygiene und Gesundheit der Ankömmlinge Sorge zu tragen – und sie als mögliche Krankheitsquelle von der Hamburger Bevölkerung fernzuhalten. Die Quarantäne wurde obligatorisch. Doch wie in vielen Hamburger Stadtvierteln, waren auch in den Auswanderbaracken die hygienischen Zustände katastrophal. Erst 1901 sollten sich die Umstände bessern, mit dem Bau der Auswandererhallen auf der Veddel. Benannt wurden sie nach dem Generaldirektor der HAPAG Albert Ballin. Im Krieg zerstört, wurden die Hallen wieder aufgebaut und sind heute ein Museum.

R WIE ROTKLINKER

Kein Stil prägt Hamburgs Stadtbild so wie der Rotklinker. Ob Chile-Haus, Jarrestadt oder Davidwache, der Rotklinker hat sich über die gesamte Stadt ausgebreitet. Als Vater des Hamburger Rotklinkers gilt heute unumstritten Fritz Schumacher.

Bis 1909 war Fritz Schumacher Hochschullehrer und hatte kaum praktische Erfahrung – weder im Bauen, noch im Verwalten. Und trotzdem erhielt er in diesem Jahr den Posten als Hamburgs Baudirektor. Sein Ruf als Reformers passte zur neuen Richtung im Hamburger Bauwesen: Modernisierung. In keiner anderen Phase, hat sich das Hamburger Stadtbild derart verändert wie in seiner Amtszeit.

Am prägnantesten sind dabei die Rotklinker oder Backsteinbauten – formal unterscheiden sich Backstein, Klinker und Ziegel zwar, der Rotklinker ist aufwändiger herzustellen, dafür aber robuster. Im Aussehen ähneln sie einander aber stark. Die roten Steine haben in Hamburg Tradition: Mit dem Aufstieg der Hanse, etablierte sich der Backstein. Nicht nur in Hamburg, sondern auch Bremen und Lübeck. Mit der Reformbewegung in Stadtplanung und Architektur erlebte der Stein eine Renaissance. Sein rohes Aussehen passte in die Bewegung des neuen Bauens, wegen seiner vielfältigen Farbschattierung eignete er sich zugleich als Schmuckstein.

Unter Schumacher herrschte Konsens, zwischen den Planern und Architekten, äußerlich wie funktional. Credo war die „städtebaulich Harmonie“. Es entstanden Repräsentationsbauten, wie das Chile-Haus im neuen Kontorhausviertel – übrigens auf den Fundamenten eines ehe-

maligen Gängeviertels. Und Wohnsiedlungen, gesünder als die alten Gänge und Hinterhofhäuser und dennoch erschwinglich für die Arbeiterbevölkerung.

Zumindest auf dem Papier. Die Realität sah leider anders aus. Die Stadt hielt sich finanziell zurück, der Großteil der Rotklinkersiedlungen entstand mithilfe privater Gelder. Zudem unterlagen die Wohnungen verschiedenen gesetzlichen Anforderungen: die Gebäudetiefe war beschränkt um Schlitzbauten zu umgehen, die Innenhöfe durften nicht bebaut werden und waren großzügiger, pro Treppenhaus waren nur noch zwei Wohnungen erlaubt. Das alles trieb den Preis, das Gros an Arbeitern blieb in den noch vorhandenen Gängen und Hinterhäusern.

Die Tradition des Rotklinkers hat in jedem Fall Schumacher und Krieg überlebt. Heute gibt es Stadtteile, in denen nichts anderes steht, als Rotklinker.

S WIE SÜLZE

Fest gemauert in der Erden, steht der Topf aus Lehm gebrannt, // heute muß die Sülze werden, frisch Gesellen, geht zur Hand. // Von der Stirne heiß, rinnen muß der Schweiß. // Den Jacob Heil, den muß man loben, // seine Sülze wird's ihm lohnen. // Nehmt nun Fleisch vom Katzenbalge, tut auch Ratten dann hinzu, // und dann kocht das edle Ganze mit den Mäusen zum Ragout, // kocht und rührt den Brei, daß er sämig sei. // Das werde gar und lecker, // für die biedereren Volksgeschmäcker...

Hamburger Volksmund, frei nach Schillers Lied von der Glocke

Der Hamburger Volksmund kennt eine Hand voll Lieder und Gedichte über Sülze. Grund ist ein Lebensmittelskandal, der 1919 die Stadt zerrüttete. Sie mögen lustig klingen, doch die Hamburger Sülzeunruhen gehören zu den schwersten Unruhen Hamburgs im 20. Jahrhundert.

23. Mai 1919: Der erste Weltkrieg war zwar vorbei, doch hatte er seine Spuren hinterlassen. Die Hamburger Revolution war ausgebrochen und gescheitert, der Versailler-Vertrag unterzeichnet. Aus den besetzten und abgetretenen Gebieten strömten Flüchtlinge. Es herrschte

Wohnungs- und vor Allem Nahrungsknappheit, verschiedene kleinere Unruhen wegen Nahrungsmangel waren bereits niedergeschlagen worden. Am Morgen dieses Tages zerschellte beim Beladen eines Pferdekarrens ein Fass mit Sülze in der kleinen Reichestraße vor der Fleischwarenfabrik Heil & Co. Zu Tage trat ein übelriechende Masse: angeblich Sülze, die zum Verkauf gedacht war. Zufällig anwesende Inspektoren kontrollierten daraufhin die Fabrik und stießen auf katastrophale hygienische Zustände. In der Fabrik soll nicht nur verdorbenes Fleisch verarbeitet worden sein, sondern auch Ratten, Hunde und Katzen.

Die Nachricht verbreitete sich wie einst der große Brand in der ganzen Stadt, aus anfänglicher Empörung entwickelte sich ein wahrer Volksaufstand. Die Aufständischen drangen in verschiedene Betriebe ein, und trafen auf ähnliche Zustände. Der Aufstand gipfelte in der Erstürmung des Rathauses und darauf dem Einmarsch der Reichswehr; über die Stadt wurde der Belagerungszustand verhängt. Nur langsam beruhigten sich die Unruhen: erst im Dezember 1919 wurde der Belagerungszustand wieder aufgehoben. Rund 80 Menschen starben während der Unruhen.

Heute erinnert nicht mehr viel an die einstigen Unruhen: Es gibt zwei Gedenktafeln. Beide gedenken an die Opfer auf Seiten der Sicherheitskräfte. An die Opfer der Aufständischen erinnert nichts. Sie wurden vergessen und verdrängt. „Und die Moral von der Geschichte ; Wer Sülze kennt – der frisst sie nicht.“

T WIE TÜDELBAND

An de Eck steiht 'n Jung mit'n Tüddelband // in de anner Hand 'n Bodderbrood mit Kees //
Wenn he blots nich mit de Been in'n Tüddel kümmt // un dor liggt he ok all lang op de Nees
// un he rasselt mit'n Dassel op'n Kantsteen // un he bitt sick ganz geheurig op de Tung, // as
he opsteiht seggt he: Hett nich weeh doon, // is'n Klacks för so'n Hamborger Jung.

Erste Strophe And de Eck steiht'n Jung mit'n Tüdelband

Einem echten Hamburger Jungen macht es nichts aus, wenn er sich beim Spielen, mit dem Reifen hinfällt, mit dem Kopf auf den Bordstein aufschlägt und sich dabei auch noch auf die

Zunge beißt. Und das Mädchen an der Ecke, die fällt mit einem Korb voller Eier und einer Flasche Rum auf den Gehsteig – auch sie jammert nicht, sondern schabt Rum und Eier zusammen und schlürft den selbstgemachten Eiergrog. Hamburger Kinder sind also nicht die Geschicktesten, dafür aber hart im Nehmen. So zumindest in „An de Eck steiht ‘n Jung mit’n Tüdelband“ vom Anfang des 20. Jahrhunderts dem Inbegriff Hamburger Volksliedgutes.

Als Komponist und Verfasser gelten die Gebrüder Wolf, einer jüdischen Hamburger Familie. Der Liedtext entwickelte sich im Lauf der Jahrzehnte und da es damals nicht Usus war, Platten zu pressen und sich für seine Texte die Urheberrechte einzutragen, kursieren mehrere (Mit-)Autoren, Versionen und Strophen. Selbst das prägnanteste Wort, das Tüdelband, wird mal mit einem, mal mit zwei d geschrieben, hieß ursprünglich Trudelband. Zur Erklärung: Ein Trudel-, Tüdel- oder Tüddelband ist ein Spielzeugreifen aus Holz oder aus Metall.

Eine besondere Version des Liedes entwickelte sich nach dem Hamburger Aufstand 1923. Am Morgen des 23. Oktobers besetzten militante Kommunisten 17 Hamburger Polizeiwachen. Allerdings war der Aufstand verhältnismäßig ungeplant, die Hamburger Arbeiter blieben unbeeindruckt. Ein Großteil der besetzten Wachen war bereits am Mittag wieder unter der Kontrolle der Polizei. Am 24. Oktober war der Aufstand endgültig gescheitert – und damit auch die Träume von einer Revolution, die ganz Deutschland ergreift. Und der Hamburger Volksmund? Der bedachte den Aufstand immerhin mit einer Tüddelbandstrophe:

An de Eck steiht ,n Jung mit Maschिंगewehr // in de anner Hand een Eierhandgranat, // wenn he blots nich mit de Dinger in‘n Tüddel kümmt // un Rumps! Da hebbt wi den Salat. // Un so seilt he ok gen Himmel // un seggt: so‘n Schiet, nix gelernt bi‘t Militär. // As he rünnerkommt, seggt he: “Hett nich weh dohn // is‘n Klacks för so‘n Revolutschionär.”

U WIE U-BAHN

Über einhundert Jahre ist es her, dass der erste Spatenstich gesetzt wurde für die Hamburger U-Bahn. In diesen einhundert Jahren hat sich eine Menge getan. Es wurden Strecken gebaut, Strecken verbunden, Strecken geschlossen, Pläne gefasst und verwirklicht oder wieder verworfen.

Die Hamburger U-Bahn, heißt eigentlich Hochbahn. Das ist logisch, denn die erste U-Bahn, die Ringbahn, fuhr und fährt kaum unter der Erde. Überhaupt, die U-Bahn war lange Zeit allerhöchstens Bonusbonbon im öffentlichen Verkehr. Das Rückgrat war die Straßenbahn – bis zu ihrem Ende in den 1960er und 70er Jahren. Erst jetzt erhielt die U-Bahn einen neuen Planungs- und Bauschub. Wo zuvor die Elektrische das ganze Stadtgebiet mit Öffentlichem Verkehr versorgte, sollten in Zukunft U- und S-Bahn diese Aufgabe übernehmen, mit Bussen als Zubringer. Das bisher eher mickrige U-Bahnnetz wurde ausgebaut, es gab erstmals Liniennummern. Nach der Ringbahn (heute U3) mit seinen wenigen Ausläufern, wurden Strecken geplant, die den Ring durchschneiden und abgelegene Stadtteile an das Netz anbindet. So entstand Anfang der 60er Jahre die heutige Linie U1 und in den 70er Jahren die heutige Linie U2. Damit war vorerst das Ende der U-Bahngroßbauten gekommen bis zum Bau der U4, welche die Hafencity an das Netz anbinden wird.

Der Bau dieser neuen U-Bahn war umstritten. Sie fährt zunächst nur zwei Stationen an, um vom Jungfernstieg in die Hafencity zu gelangen, muss die U4 einen riesigen Bogen fahren. Nutzen und Kosten klaffen auseinander. Viele ärgert das, weil aus den 70er Jahren bereits Pläne für eine Linie U4 vorlagen, die in den Augen vieler eine sinnvollere Erweiterung gewesen wäre. Der ursprüngliche Plan sah eine U-Bahn vor von Alsterdorf im Norden über Winterhude und Uhlenhorst zum Hauptbahnhof, von da aus über St. Pauli bis Altona im Westen und schließlich bis nach Lurup. Gerade die Anbindung Lurups galt als entscheidend, da dieser Stadtteil weder von U-Bahn noch durch S-Bahn angebunden war und mit dem Ende der Straßenbahn nur durch Busse erschlossen wurde. Doch Geldmangel und Konkurrenz zwischen S-Bahn und Hochbahn ließen das Projekt einschlafen. Noch immer gibt es Reste der alten U4 an den geplanten Stationen. Tief unten im Bauch des Hauptbahnhofes liegen neben den Gleisen der U2 zwei leere Gleiströge. Durch ein Eisengitter kann hier Kunst von bewundert werden. Auch am Jungfernstieg gibt es zwei ehemals leere Tröge. Hierin liegen heute Gleise der neuen U4 – als kleine Erinnerung an die alten Pläne.

V WIE VITALIENBRÜDER

Wer die Vitalienbrüder sind? Das war ein Zusammenschluss verschiedener Freibeuter der Nord und Ostsee, die irgendwann zum Ende des Mittelalters ihr Unwesen in Nord- und Ostsee trieben. Das weiß nicht jeder, ein Name aber kennt jede Hamburgerin und jeder Hamburger: Klaus Störtebecker. Und das, obwohl nicht einmal sicher ist, dass er Hamburger war.

Um Störtebecker ranken sich dutzende Mythen. Wer die wahre Person hinter diesem Dickicht an Erzählungen war, weiß wohl niemand mehr. Hier wurde dazu erfunden, dort übertrieben, anderswo mit Erzählungen anderen Piraten vermischt. Und wahrscheinlich macht genau das ihn zur Legende. Hier ein Einblick in die wichtigsten Störtebecker Geschichten:

Seinen Namen hat Störtebecker von einer Aufnahmeprüfung. Der Freibeuter Godeke Michel forderte von ihm als eine von drei Aufnahmeprüfungen, einen stiefelgroßen Humpen in einem Zug zu leeren – was er natürlich ohne zu zucken meisterte. Störtebecker scharfte im Laufe seines Lebens eine Schar Gefolgsleute um sich, mit denen er einen immensen Schatz anhäufte und im gesamten Nord- und Ostseeraum versteckte: in Höhlen, Gruben und auf dem Meeresgrund. Unglücklicherweise hat bisher niemand seinen Schatz zu Gesicht bekommen, da niemand die Verstecke kennt. Man munkelte, die Kuppe des Katharinen-Kirchturms sei aus Störtebeckers Goldschatz gefertigt.

Störtebeckers größter Widersacher war Simon von Utrecht. Er bezwang den Piraten und schiffte ihn auf der „bunten Kuh“ nach Hamburg. Hier wurde Störtebecker mit all seinen Gefolgsleuten zum Tode verurteilt. Auf dem Grasbrook sollte er schließlich enthauptet werden. Bevor der Henker sein Schwert schwang versprach man ihm, dass jeder von Störtebeckers Männern, an dem dieser ohne Kopf vorbei liefe, begnadigt würde: Elf seiner Männer entkamen so dem Tod.

Es gibt noch dutzende weiterer Anekdoten, die Störtebecker mal als eine Art Robin Hood, mal als blutrünstigen Barbar darstellen. Fakt aber ist, dass durch ihn der Freibeutermythos heute noch lebendig ist. Zum Beispiel in der Totenkopfflagge, das Symbol für den 1. FC St. Pauli – und das obwohl nicht weit vom Heimatstadion die Simon-von-Utrecht Straße nach Störtebeckers größten Widersacher benannt ist.

W WIE WOHNTERASSE

Wohnterrassen sind nicht etwa bewohnte Betonfläche zwischen Eigenheim und Garten, sondern eine typische Hamburger Bebauung. Sie liegen rechtwinklig zur Straße hinter einem Vorderhaus. Durch einen Torbogen führt ein Weg entlang der Eingänge zu den Wohnterrassen. Verbindet dieser Weg zwei Straßen miteinander, handelt es sich um eine Passage.

Die Geschichte der Wohnterrassen beginnt mit dem Bauboom während der Industrialisierung. Die Arbeiter mussten irgendwo unterkommen, die Stadt wuchs rasant. Die Bauunternehmer der Zeit wussten aus diesem Umstand zu profitieren. Das Ziel: Auf möglichst geringer Fläche möglichst viele Leute unterbekommen. Das war in jeder industrialisierten Stadt so. Es bildeten sich verschiedene Varianten heraus, diese Herausforderung zu meistern: Im Geburtsland der Industrialisierung Großbritannien setzte sich die Back-to-Back Bebauung durch. In Berlin wurden vor Allem Mietskasernen errichtet, mit mehreren Hinterhöfen hintereinander. Und Hamburg hatte seine Wohnterrassen. Alle Bauweisen hatten gemeinsam: hohe Bevölkerungsdichte, Armut, schlechte Durchlüftung und mangelnde Hygiene.

Die Wohnverhältnisse in den Terrassen waren also mehr als dürftig und standen damit in bester Tradition einer anderen typischen Hamburger Bebauung – den Gängevierteln. Auch dort waren Wohnhöfe charakteristisch, die in der Terrassenbauweise wieder auftauchen. Vielen waren die katastrophalen Wohnverhältnisse in den Gängevierteln bekannt, deshalb bedienten sich die Bauherren eines sprachlichen Kniffs: Die neuen Wohnhöfe waren kaum gesünder als die alten. Aber durch die Begriffe „Terrasse“ und „Passage“ trugen diese neuen Arbeitersiedlungen edle Namen.

Mit dem Krieg und der auf ihn folgenden Sanierung gingen viele Terrassen verloren, denn ihr Ruf als ungesunde Armensiedlung blieb an ihnen haften. Sie galten als nichts Schützenswertes, nichts Denkmalwürdiges – zumal die Terrassen hinter den schmucken Gründerzeitfassaden nicht zu sehen waren. Doch Anfang der 1980er Jahre erwachten die Wohnterrassen aus ihrem Dornröschenschlaf. Die Wohnverhältnisse hatten sich verbessert und im Hinterhof gelegen schützten sie vor dem Lärm der Straßen. Heute sind einige Passagen kleine eigene Welten, mit dorfähnlicher Gemeinschaft.

X WIE XXX-INDUSTRIE

Sex sells! In Hamburg besonders. Das Geschäft mit der Fleischeslust hat in Hamburg lange Tradition, besonders der Hafen spülte Seemänner, als potentielle Freier in die Stadt. Und trotz der langen Tradition war der Umgang mit dem Prostitutionsgewerbe durchwachsen. Im Laufe der Geschichte sahen sich die Sexarbeiterinnen stets einer Mischung aus Duldung, Kontrolle, Kriminalisierung und Stigmatisierung ausgesetzt – vor hundert Jahren wie heute.

Noch heute prägt die Prostitution einige Hamburger Straßen: Die Reeperbahn ist wohl die bekannteste unter ihnen. Die Prostituierten gehören hier zum Straßenbild, wie die Leuchtreklame der Casinos und Stripclubs. Ähnlich die benachbarte Davidstraße und der Hans-Albers-Platz. Auch in St. Georg, obwohl der Stadtteil in einer Sperrzone liegt, gehört die Prostitution zum alltäglichen Bild auf vielen Straßen.

Ein Zeuge für den wankelmütigen Umgang mit Prostitution zeigt die Geschichte der Bordellstraßen. Heute gibt es davon nur noch eine einzige, die Herbertstraße in St. Pauli. Kurz nach dem ersten Weltkrieg gab es acht, 1923 überhaupt keine. Grund für dieses Auf- und Ab ist und war, was die Gesellschaft, der Senat und Bürgerschaft und der Staat in der jeweiligen Zeit für sittengerecht hielten.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war es ein ewiges hin und her. Was war besser: Wenn die Prostituierten ihrer Arbeit in Bordellen nachgehen, abgeschirmt vom Rest der Stadt und von der Sittenpolizei registriert? Oder sollten Bordelle verboten werden, da sie zum einen die Prostituierten in eine Abhängigkeit zu den Bordellwirten zwangen und zum anderen die Prostitution in gewisser Weise legalisierten? Vor 1922 waren die Bordellstraßen die Regel (natürlich gab es trotzdem Straßenprostitution). Mit der Weimarer Republik aber zogen Sozialdemokraten und FrauenrechtlerInnen in die Bürgerschaft ein und die Bordelle wurden geschlossen. Die Folge war, dass mehr und mehr Straßen von den Prostituierten eingenommen wurden, der Aufschrei der Bevölkerung war groß. Man sah die allgemeine Sittlichkeit im Verfall – zu dieser Zeit galt Hamburg als cloaca Maxima Norddeutschlands.

Den Prostituierten selbst schenkte niemand Gehör; obwohl viele Prostituierte engagierten, als die Bordelle schlossen. Sie sahen ihre Existenz bedroht, als registrierte Prostituierte war

ihre Chance auf „ehrliche Arbeit“ und bezahlbaren Wohnraum quasi null. Es half nichts, die Bordellstraßen wurden gesäubert und sogar umbenannt. Nichts sollte mehr an die schmutzige Geschichte erinnern – mit mäßigem Erfolg. Schließlich ist die Reeperbahn, die Sündige Meile, wohl Deutschlands bekannteste Rotlicht-Straße.

Y WIE YACHT

Als Queen Victoria ihrem Enkel Wilhelm einen Matrosenanzug schenkte, ahnte sie nicht, dass sie dadurch den Grundstein für Deutschlands spätere Seemacht setzte. Das mag übertrieben sein, doch es ist Fakt: Kaiser Wilhelm II war Queen Victorias Enkel, sie schenkte ihm als Kind einen Matrosenanzug und Kaiser Wilhelms Begeisterung für die Seefahrt führte zu einem Wettrüsten zwischen der Marine Großbritanniens und des Deutschen Reichs. Mittelsmann zwischen Kriegsflotte und der Bevölkerung war der Yachtsport.

1888 erklomm Kaiser Wilhelm den deutschen Kaiserthron. Nach Britischem Vorbild waren im Lauf des 19. Jahrhunderts verschiedene Yachtclubs gegründet. Doch nun erlebte der Yachtsport einen nie da gewesenen Höhenflug. Die Schifffahrt war offenbar des Kaisers Steckenpferd: Er baute die deutsche Seemacht zur zweitstärksten weltweit und lieferte sich damit ein ausuferndes Wettrüsten mit Großbritannien. Die Begeisterung steckte schnell die Bevölkerung an. Die Titelseiten der Zeitungen berichteten pathetisch über Regatten und die neuesten Yachten, die sich der Kaiser aus dem Marineetat leistete.

Auch wenn sich Hamburgs Senat stets bemühte das Hamburger Yachtwesen zu pushen – durch Werbung und Stiftung von Preisgeldern – Yachtstadt Nummer eins wurde bald Kiel. Schließlich liegt Kiel an der See und eine Hochseeregatta ist nun einmal reizvoller als eine Wettfahrt auf Binnengewässern. Und: Im Gegensatz zu Hamburg war Kiel neben Wilhelms-haven einer von zwei Reichskriegshafen. Kiels größte Werft, die Germaniawerft baute nicht nur Prachtyachten, sondern auch Flaggschiffe.

Trotzdem kann sich Hamburg als Wiege des deutschen Yachtsports rühmen. Die erste Sportyacht überhaupt fuhr 1862 in den Hamburger Hafen ein. Und auch die ersten Wettfahrten gab es auf Alster und Elbe. Wie im Rest des Reiches wurde der Yachtsport zum Volksvergnügen.

Die Reederei Blohm und Voss verwaltet heute Hamburgs Vermächtnis als Yachtstadt – quasi auch das der Kieler Germaniawerft – und baut Luxusyachten in Kriegsschiff-Dimension.

Z WIE ZITRONENJETTE

„Zitroon! Zitroon!“, plärrt es durch die Straßen Hamburgs. Auf dem Gehsteig steht eine winzige Frau, unter ihrem Arm ein Weidenkorb, gefüllt mit Zitronen. In der anderen Hand, eine Buddel Kümmelschnaps: die Zitronenjette, ein Hamburger Original.

Hamburg hat zahlreiche Originale: Ob der Wasserträger Hummel, Aalweber, Oscar vom Pferdemarkt oder eben Zitronenjette. Beinahe alle Originale haben eines gemeinsam: hinter ihrem Mythos steckt eine gescheiterte Existenz. Vom Sonderling und zum Original brauchte es Zeit und zahlreiche Erzählungen.

Die Zitronenjette ist ein verhältnismäßig junges Original. Sie tauchte Mitte des 18. Jahrhunderts auf. Meist in den Gängen der Neustadt, aber auch in St. Pauli verkaufte sie Zitronen. Ihr eigentlicher Vorname lautete Henriette, hamburgisch verkürzt: Jette. Die Hamburger taufte sie also Zitronenjette.

Sie soll einmal gesagt haben: „Wat bin ick eenmol forn arme unglückliche Persoon, und ick heff in mien ganzes Leben noch keen Minsch wat doon!“ – Was bin ich nur für eine arme unglückliche Person, ich hab in meinem ganzen Leben noch keinem Menschen etwas getan. Sie hatte sicher kein leichtes Leben. Als kleines, uneheliches Kind zog sie mit ihrer Mutter von Dessau nach Hamburg. Sie wurde älter, aber nicht viel größer, nur um die 1,30 m. Trotzdem war sie stämmig gebaut, ihre Nase war knubbelig. Es hieß, Zitronenjette sei nicht ganz richtig im Kopf und so wurde sie bald zum Ziel von Spott und Hohn. Besonders Jugendliche hatten es auf sie abgesehen und leisteten sich derbe Späße, die Erwachsenen hielten es aber wohl nicht besser.

Bald war nicht mehr nur ihr markantes Aussehen und der Zitronenkorb ihr Markenzeichen, sondern auch eine Flasche Kümmelschnaps und dementsprechend Trunkenheit. Wer weiß ob der Alkohol der Grund der Späße waren, oder umgekehrt? Als sie einmal zu oft von der Hamburger Polizei betrunken aufgegriffen wurde, kam sie in die geschlossene Psychiatrie

Friedrichsberg, wo sie beinahe zwanzig Jahre lebte, bis zu ihrem Tod.

Schon während ihrer Zeit in der Psychiatrie gelangte sie in Hamburg zu einiger Berühmtheit, im St. Pauli Theater spielte ein Stück über sie. Als sie darüber las, freute sie sich. Eines wies sie aber entschieden zurück: dass sie schwachsinnig sei.

III QUELLEN

Die Buchstaben hinter den Quellen beziehen sich auf die Texte, die auf dieser Quelle basieren.
Quellen ohne Buchstaben beziehen sich auf Teil I dieser Arbeit.

Armin, Georg (Regisseur) (o.J.): Abgeklingelt. Die letzte Fahrt der Linie 2. <http://www.youtube.com/watch?v=XKBGQUHN7A8> (12.11.2012). (E)

Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main.

Bredel, Willi (1977): Maschinenfabrik N.&K. Erstdruck 1930. Berlin. (K)

Christiansen, Ulrich A. (2008): Hamburgs dunkle Welten. Der geheimnisvolle Untergrund der Hansestadt. Berlin. (U, E)

Cura, Katrin (2009): Leukoplast und Nivea – 125 Jahre Beiersdorf – Forschung, Marketing und Produktion in der Anfangszeit. In: Wolfschmidt, Gudrun (Hg.): Hamburgs Geschichte einmal anders – Entwicklung der Naturwissenschaften, Medizin und Technik, Teil 2. Nuncius Hamburgensis – Beiträge zur Geschichte der Naturwissenschaften, Band 7. Norderstedt. (B)

Donath, Matthias (2011): Hamburg 1933 - 1945. „Führerstadt an der Elbe ; ein Architekturführer. Petersberg. (F)

dpa; AFP (2010): Heidi Kabel ist tot. <http://www.zeit.de/kultur/2010-06/Heidi-Kabel-Tot> (12.11.2012). (O)

Favier, Jean (1992): Gold und Gewürze. Der Aufstieg des Kaufmanns im Mittelalter. Aus dem Französischen von Roswitha Schmid. Original von 1987. Hamburg. (P)

Freund-Widder, Michaela (2003): Frauen unter Kontrolle. Prostitution und ihre staatliche Bekämpfung in Hamburg vom Ende des Kaiserreichs bis zu den Anfängen der Bundesrepublik. Hamburg. (X)

Friederichs, Hauke (2011): Ahlhaus und Scholz in vertauschten Rollen. <http://www.zeit.de/politik/deutschland/2011-01/wahlkampf-hamburg-tv-duell> (12.11.2012).

Geisler, Bob (2011): 100 Jahre Nivea: Creme für die Welt. <http://www.abendblatt.de/wirtschaft/article1882313/100-Jahre-Nivea-Creme-fuer-die-Welt.html> (12.11.2012). (B)

Glagla, Helmut et al. (1998): Umschreibungsaktion im ehemaligen jüdischen Viertel von Altona. Zum Lied „An de Eck steiht'n Jung ...“ der Gebrüder Wolf. In: Schatten. Jüdische Kultur in Altona und Hamburg. Hamburg. (T)

Gorbauch, Tim (Regisseur) (2011): Kiezkick und Punkrock. <http://www.bewegtezeiten.de/de/tv-produktionen/gesellschaft-und-kultur/329-qkiezkick-und-punkrockq-dokumentation-3sat> (12.11.2012). (L)

Groppe, Hans-Hermann ; Wöst, Ursula (2007): Über Hamburg in die Welt. Von den Auswandererhallen zur BallinStadt. Hamburg. (Q)

Hamburg Marketing GmbH (2008): Hamburg. Die Metropole am Wasser. <http://marketing.hamburg.de/Hamburg-Die-Metropole-am-Wass.1651.0.html> (12.11.2012).

Hanauer, Florian et al. (2011): Alhaus gegen Scholz – die Suche nach dem Unterschied. http://www.welt.de/print/die_welt/hamburg/article12561192/Ahlhaus-gegen-Scholz-die-Suche-nach-dem-Unterschied.html (12.11.2012).

Haspel, Jörg (1987): Hamburger Hinterhäuser. Terrassen – Passagen – Wohnhöfe. Hamburg. (W)

Hipp, Hermann (1989): Freie und Hansestadt Hamburg. Geschichte, Kultur und Stadtbaukunst an Elbe und Alster. Köln. (I, M, R)

Hipp, Hermann (1999): Das Hanseatische. Unveröffentlichtes Dokument.

Hipp, Hermann (2003): Die Geschichte des Jungfernstiegs. Mit Beiträgen von Horst Beckershaus. In: Engel, Dorothee (Hg.): Der Jungfernstieg. gestern – heute – übermorgen. Hamburg. (H)

Haarmeyer, Jan (2012): 100. Geburtstag: Das Geheimnis des Tüdelbands. <http://mobil.abendblatt.de/hamburg/article1966623/100-Geburtstag-Das-Geheimnis-des-Tuedelbands.html?emvcc=-3> (12.11.2012). (T)

Hünsch, Matthias (2011): Leuchttürme in Hamburg und Umgebung. In: Wolfschmidt, Gudrun (Hg.): Hamburgs Geschichte einmal anders – Entwicklung der Naturwissenschaften, Medizin und Technik, Teil 3. Nuncius Hamburgensis – Beiträge zur Geschichte der Naturwissenschaften, Band 20. Norderstedt. (I)

Kabel, Heidi (1991): Wo sind nur die Jahre geblieben? Stationen meines Lebens. Hamburg. (O)

Kemper, Claudia (2009): Und die Moral von der Geschicht' - wer Sülze kennt, der frisst sie nicht. Ein Lebensmittelskandal 1919 in Hamburg und seine Folgen. Während der FZH-Vortragsreihe „Alle Neune“ anlässlich der Nacht des Wissens in Hamburg. (S)

Klessmann, Eckart (1994): Geschichte der Stadt Hamburg. 7. Auflage. Hamburg. (A, C, D, I, P)

Kuhn, Robert ; Kreutz, Bernd (1989): Der Matrosenanzug. Kulturgeschichte eines Kleidungsstücks. Dortmund. (Y)

Lesle, Ulf-Thomas (1986): Das niederdeutsche Theater. Von „völkischer Not“ zum Literaturtrost. Hamburg. (O)

Lindner, Rolf (2003): Der Habitus der Stadt – ein kulturgeographischer Versuch. In: Petermanns Geographische Mitteilung, 147, 2003/2. Heft 2 Neue Kulturgeographie. S. 46-53. Gotha.

Lindner, Rolf (2008a): Textur, imaginaire, Habitus – Schlüsselbegriffe der kulturanalytischen Stadtforschung. In: Berking, Helmuth ; Löw, Martina (Hg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt am Main. S. 83- 94.

Lindner, Rolf (2008b): Die kulturelle Textur der Stadt. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 104. S. 137-147. o.O.

Mann, Thomas (o.J.): Der Zauberberg. Erstdruck 1924. Berlin und Frankfurt am Main. (H)

- Möhring, Paul (o.J.): Drei Hamburger Originale. Hamburg. (Z)
- Müller, Farid ; Schirrmeister, Benno (2010): Ein Platz für Heidi Kabel? <http://www.taz.de/1/archiv/print-archiv/printressorts/digi-artikel/?ressort=ku&dig=2010%2F06%2F18%2Fa0130> (12.11.2012). (O)
- Park, Robert E. et al. (1925): The City. Chicago.
- Philipski, Sven (2002): Ernährungsnot und sozialer Protest: Die Hamburger Sülzeunruhen 1919. http://www.kaufmann-stiftung.de/0904_Suelzeunruhen_K1.pdf.pdf (12.11.2012). (S)
- Ranft, Ferdinand (1999): Hamburgs Herz schlägt im Michel. http://www.zeit.de/1999/52/Hamburgs_Herz_schlaegt_im_Michel (12.11.2012). (M)
- Repplinger, Roger (2009): Ein KZ mitten in Hamburg. <http://www.taz.de/!42936/> (12.11.2012). (F)
- Repplinger, Roger (2010): Erinnerung an die Insel. <http://www.taz.de/1/archiv/print-archiv/printressorts/digi-artikel/?ressort=ku&dig=2010%2F06%2F18%2Fa0130> (12.11.2012). (N)
- Rodenstein, Marianne (2008): Die Eigenart der Städte – Frankfurt und Hamburg im Vergleich. In: Berking, Helmuth ; Löw, Martina (Hg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt am Main. S. 261 - 312
- Sewig, Claudia (2012): Von Pfeffersäcken und hochmütigen Krämern. <http://mobil.abendblatt.de/hamburg/article630167/Von-Pfeffersaecken-und-hochmuetigen-Kraemern.html> (12.11.2012). (P)
- Studio Hamburg (Produktion) (2004): Hamburg damals – Folge 6 – Die Jahre 1975-1979. Hamburg. (N)
- Strauss, Anselm (1961): Images of the American City. New York.
- Suttles, Gerald D. (1984): The Cumulative Texture of Local Urban Culture. In: American Journal of Sociology. Bd. 90.
- Tilgner, Daniel (2004): Kleines Lexikon Hamburger Begriffe. Von Aalweber bis Zitronenjette. 6. Auflage. Hamburg. (Z)
- Tsaniou, Styliani (2007): Die Ballin-Stadt auf der Veddel. Ein sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Beitrag zur Erforschung der Entstehung und Funktion der Auswanderhallen. Hamburg. (Q)
- Tucholski, Kurt (1925): Man sagt in Hamburg. <http://gutenberg.spiegel.de/buch/1188/12> (12.11.2012). (Vorwort)
- Twickel, Christoph (2010): Die Stadt kommt wieder in Gang. <http://www.zeit.de/2010/35/WOS-Hamburg-Gaengeviertel> (12.11.2012). (C)
- Wohl, R. Richard ; Strauss, Anselm (1958): Symbolic Representation and the Urban Milieu. In: American Journal of Sociology. Bd. 63. S. 523 - 532.
- Wolfschmidt, Armin (2007): Hamburg auf rollendem Rad – Entwicklung des Straßen- und Schie-

nenverkehrs. In: Wolfschmidt, Gudrun (Hg.): Hamburgs Geschichte einmal anders – Entwicklung der Naturwissenschaften, Medizin und Technik. Nuncius Hamburgensis – Beiträge zur Geschichte der Naturwissenschaften, Band 2. Norderstedt. (E, U)

Zenk, Wolfgang (1993): Aufstand an der Waterkant. <http://www.zeit.de/1993/43/aufstand-an-der-waterkant> (12.11.2012). (T)

Zimmerling, Dieter (2000): Störtebeker & Co. Die Blütezeit der Seeräuber in Nord- und Ostsee. Erstdruck 1980. Hamburg. (V)

Zukin, Sharon u.a. (1998): From Coney Island to Las Vegas in the Urban Imaginary. In: Urban Affairs Review. Bd. 33. S. 627 - 654.

o.V. (2004): „La Paloma ade“. <http://www1.wdr.de/themen/archiv/stichtag/stichtag412.html> (12.11.2012). (G)

o.V. (2012): Porträt. http://www.blohmvooss.de/index.php?level=1&CatID=1&inhalt_id=2 (12.11.2012). (Y)

o.V. (o.J.): 10 Fakten zum Hamburger Dom. <http://www.hamburg.de/dom/2120326/10-fakten-zum-dom.html> (12.11.2012). (D)

o.V. (o.J.): Hamburg und seine Brücken. <http://www.hamburg.de/museum-der-arbeit/1540198/hamburgs-bruecken.html> (12.11.2012). (K)

o.V. (o.J.): An de Eck steiht 'n Jung mit'n Tüdelband. [http://www.hamburg.de/contentblob/297396/data/an-de-eck-steiht-%E2%80%99n-jung-mit-%E2%80%99n-tuedelband-1917\).pdf](http://www.hamburg.de/contentblob/297396/data/an-de-eck-steiht-%E2%80%99n-jung-mit-%E2%80%99n-tuedelband-1917).pdf) (12.11.2012). (T)

o.V. (o.J.): Tore, Rekorde, Dramatik: die Derby-Historie. http://www.ndr.de/sport/fussball/bundesliga/derby365_page-1.html (12.11.2012). (L)

o.V. (o.J.): Kampnagel Historie. <http://www.kampnagel.de/?page=historie> (12.11.2012). (K)

Bilder von Gregor Zoch

IV ANHANG

Der Anhang enthält den Stadtführer im Original Layout.